Neue moraliſche

Kinderbibliothek

in

Erzählungen

für Verſtand und Herz

von

Heinrich Müller,
Prediger zu Menz.

Erſtes Bändchen

mit Kupfern von W. Jury.

Magdeburg, 1810.
bey Wilhelm Heinrichshofen.

HS: 157702

Der

Gräfin Betty von Chaſot

geweiht.

Warum ich Dir dies Buch, o holde Jungfrau! weih,
In deren Geiſt des Wiſſens ſchönſte Blüthen duften?
Dies Buch, das nur von einem Kinde ſpricht,
Der Kindheitswelt zum Muſter aufgeſtellt?
Das fragt nur der, der Dich nicht kennt.
Ich frage nicht ....
Ich weiß es ja, wie Du die zarte Tugend,
Die Unſchuld frommer Kinder liebſt, und wie
Ihr reiner Himmelsſinn in Deinem Herzen lebt ....
Und weiß ich's nicht, daß in der weiten Welt kein Kind
Die Mutterliebe ſchöner lohnt, als Du?

Der blinde Gottlob, iſt er auch ein armer Knabe,
Er naht ſich Dir vertrauungsvoll und gut . . .
Du drückſt ihn liebehold an Deine Bruſt,
In der des Mitleids milde Güte ruht . . .
Wer in dem Heiligthum der edlen Menſchentugend,
Nach Recht und Wahrheit ringt, der iſt,
Und trägt er auch den Hirtenſtab — Dein Bruder.

Das Herz des Gebers macht der Gabe Preis . . .
Ein Scherflein iſt's, was ich Dir bringe;
Du nimmſt es an mit Deinem liebeholden Blick.
Dies iſt mein ganzer Lohn . . .
O! hätt' ich mehr, ich weiht' es Dir!!

Auf der Heerſtraße zwiſchen Berlin und Hamburg liegt, unfern von einer wohlhabenden Landſtadt, ein freundliches Dörfchen. Die umliegende Gegend hat ein recht gefälliges, anmuthsvolles Anſehn. Die grüne, mit Obſtbäumen bepflanzte Anhöh in der weiten Ebene, ladet den Wanderer, der Naturgemälde liebt, ein, ſie zu beſteigen, um ſein Herz durch die weite Ausſicht in die Ferne zu ergötzen. Dörfer und Städte, Fruchtfelder und Wieſen, ein großer See, ein Wald, bilden das ſchöne Ganze, an dem ſich das Auge weidet. Mit ſegnender Fülle verbindet die Natur hier Abwechslung und Reiz.

Am Eingange des Dorfs iſt ein Schlagbaum. In der Nähe deſſelben er-

blickt man einen von der Hand des Bildhauers gearbeiteten Sandstein. Ich nahte mich dem Denkmal und las auf demselben folgende eingegrabene Worte:

Dem Saitenspiel des armen blinden Knaben,
Sollt' einst der Menschenliebe Hand
An diesem Ort des Wohlthuns milde Gaben,
Der hier zuerst sein Heil, das Glück des Lebens fand.
„Ihr Edlen nehmt ihn hin, den Herzensdank,
„Die ihr mein Spiel einst, den Gesang,
„Der euch die Seele rührte, mit dem Lohn
„Des Mitleids habt beschenkt; vor des Vergelters Thron
„Soll meiner Liebe Thräne fließen ....

Diese Inschrift schien mir auf irgend eine denkwürdige Begebenheit hinzudeuten, die ich zu erfahren wünschte. Da in dem Dorfe ein Prediger wohnte, so glaubte ich durch seine Güte die Veranlassung zu dem Denkmal, und die Erklärung der Worte auf demselben, mitgetheilt zu erhalten. Die folgende Ge-

ſchichte, die ich meinen jungen Leſern erzählen will, hörte ich aus ſeinem Munde.

Auf derſelben Stelle, wo der Sandſtein ſtand, ſaß täglich ein blinder Knabe, wenn er durch die rauhe, unfreundliche Witterung nicht zurückgehalten wurde, der die Violine mit ungemeiner Fertigkeit und höchſt gefühlvoll ſpielte. Die Töne, die er derſelben entlockte, waren rein, wohlklingend und verriethen ein weiches, leidendes Herz. Mehrere Arien, alle bekannten Melodien der Kirchengeſänge, einzelne Walzer, die er jedoch ungern ſpielte, waren die Stücke, die er mit Zartheit und Geſchmack vortrug. Er hatte es in ſeiner Kunſt ſo weit gebracht, daß er zuletzt ſelbſt Melodieen erfand. Oft begleitete er die Kirchengeſänge, die er ſpielte, mit ſeiner reinen Silberſtimme.

Seine angenehmſte, ſüßeſte Unterhaltung, war die Muſik. Oft fühlte er's ſehr ſchmerzhaft, daß er des ſchönſten, beſten Geſchenks, was die gütige Gottheit dem Menſchen verliehn hat, mit den Augen die Herrlichkeiten der Natur

ſehn zu können, beraubt war. Wenn ihn deshalb Traurigkeit und Mismuth anwandeln wollte, da grif er flugs nach ſeiner Violine und ſpielte ſich Troſt, Ruhe, Zufriedenheit und Freude in ſein bekümmertes Herz. Aber ſeine ganze Seele löſte ſich in dankbare Gefühle gegen die Vorſehung auf, wenn er an die nützliche, einträgliche Geſchicklichkeit, die Violine ſpielen zu können, die er einzig ihrer Huld zuſchrieb, lebhaft dachte. „Wie vielen Blinden mag ſie fehlen, ſagte er laut, wenn ſeine Seele voll Danks war, die den armen Aeltern vielleicht zur Laſt fallen, wenn dieſe in drückender Dürftigkeit kaum ſo viel verdienen, als zu ihrem Lebensunterhalte hinreicht! Die Muſik gewährt ein ſo herrliches Vergnügen, ſichert dich gegen die unerträgliche Langweile, bereitet dir ſüßen Troſt und iſt zugleich das Mittel, deine Mutter und Geſchwiſter zu ernähren. Ach! wie oft würden ſie in Noth gerathen, wenn du nicht blind wärſt und die Violine nicht ſpielen könnteſt! Dafür danke ich dir, guter Gott!“

Kurz, der nachdenkende Knabe, der ſich ſo oft mit ſeiner Lage beſchäftigte, der durch den Eindruck äußerer Gegenſtände nicht in ſeinem Nachdenken geſtöhrt und zerſtreut wurde, kam endlich auf den wahren und beruhigenden Gedanken: daß jedes Uebel, nicht Uebel allein iſt, ſondern für uns, oder andere immer etwas Wohlthätiges enthält, wenn wir's nur aufſuchen wollen.

Gottlob, ſo hieß der blinde Knabe, hatte einen kleinen Hund, der ſein unzertrennlicher Gefährte war. Er liebte das Thier, wie einen treuen Freund. Die Predigertochter machte ihm ein Geſchenk damit. Gottlob verzehrte kein Stück Brodt, ohne ſeinem lieben Jolie einige Biſſen hinzureichen, die dieſer ihm vorſichtig aus der Hand nahm. Das dankbare Thier leckte ihm oft die Hände und er war darüber herzlich erfreut. Er ſtreichelte es, ſpielte mit ihm und fand zuletzt, daß auch unter Thieren und Menſchen eine Art von Freundſchaft ſtatt finden könne. Das Thier zeigte den pünktlichſten Gehorſam gegen ihn, und wenn er rief, kam

Jolie ſogleich herbey geſprungen. Der Hund war ihm um keinen Preis feil. Oft ſprach er mit ihm, und die Bewegungen deſſelben ſchienen es ihm zu verrathen, daß er verſtanden wurde. Der Hund diente ihm insbeſondere auch dazu, daß er durch ſein Bellen die Ankunft noch entfernter Fußgänger und Wagen ihm anzeigte. Gottlob fing dann, wenn er ihre Nähe bemerkte, zu ſpielen und zu ſingen an.

Die Reiſenden mußten ſich bey dem Schlagbaum immer ſo lange verweilen, bis er geöffnet und wieder zugeſchoben war. Voll Neugierde, und durch den Zauber der Töne gefeſſelt, richteten ſie dann ihre Aufmerkſamkeit auf den kleinen Spieler, erriethen ſeine Abſicht bald. Es entfernte ſich keiner von der Stelle, wenn er überdies gewahr wurde, daß der Knabe blind war, ohne ihm eine milde Gabe mitzutheilen.

Gottlob hatte eine intereſſante Geſichtsbildung, wie das bey den meiſten Blinden der Fall iſt. Lockigt kräuſelte ſich das ſchwarzbraune Haar auf ſeiner

großen, offenen Stirn. Auf seinem Gesichte lag der Ausdruck eines verwundeten Gefühls, einer gewissen, sanften Schwermuth, stille Ergebung und heilige Ruh. Die muntere Knabenfreude, das kindliche Lächeln erheiterte seine Miene nicht. Sein Körper, der weder durch Arbeit, noch heftige Bewegungen angegriffen war, hatte einen ungemein zarten Bau. Für sein Alter war er groß und schlank. Sein reines anmuthiges Spiel, die rührende, melodische Biegsamkeit seiner Stimme, seine Blindheit, seine einnehmende, körperliche Bildung, alles vereinigte sich, um jedem, der sich ihm nahte, Mitleid einzuflößen.

Gottlob hatte seinen guten Vater verloren, der ein armer Arbeitsmann war, welcher fünf unerzogne Kinder, eine bekümmerte Wittwe hinterließ, von denen unser Violinspieler der ältste Sohn, und, als der Versorger starb, acht Jahr alt war. Ein härterer Schlag konnte die verwaißte Familie nicht treffen, die nun keinen Ernährer mehr hatte. Damals, als Gottlob das Violinspielen auf einer Kindergeige

anfing, die ihm sein Vater auf sein inständiges Bitten vom Jahrmarkte mitbrachte, dachte er's wohl nicht, daß er dadurch die unaussprechliche, für sein Herz so große Freude sich bereiten würde, einst der Wohlthäter seiner Familie zu werden und die Stelle seines verstorbenen Vaters zu ersetzen. Er spielte kleine Stückchen, der einsichtsvolle, gutmüthige Prediger, der ihn hörte, bemerkte es, daß der Knabe Anlagen zur Musik hätte und schenkte ihm eine große Violine, die dieser mit dem kindlichsten Dank annahm. Lieben Kinder, versäumt doch in eurer Jugend keine Gelegenheit, wo ihr euch mit Kenntnissen und Geschicklichkeit bereichern könnt. Es kann in euren spätern Tagen auch eine Zeit kommen, wo ihr von dem Erlernten für euch, oder andere den nützlichsten, erfreulichsten Gebrauch zu machen im Stande seyd, ohne daß ihr's jetzt denkt.

Der Vater liebte seinen blinden Sohn am meisten, wider die Gewohnheit vieler unbarmherziger, ungerechter Väter, die ein Kind mit körperlichen Gebrechen zu-

rückſetzen, es als eine Strafe der Gottheit anſehen, und ihm ſein Unglück, das es endlich zu fühlen anfängt, noch unerträglicher machen. Aber Gottlob war auch ein ſanftes, ſtilles, folgſames Kind, das ſeinen Vater nie durch Eigenſinn, üble Laune und Ungehorſam kränkte. Er trug ſein hartes Schickſal mit unglaublicher Geduld, ſaß ruhig und zufrieden in der Stube und beneidete andere Kinder nicht, wenn er an ihrem Spiel keinen Theil nehmen konnte.

Er war's, der ſich am meiſten freute, wenn der Vater, der ſo gern mit ihm ſprach, von der Arbeit zurückkehrte, und wiſchte ihm mit ſeiner kleinen Hand oft den Schweiß von der Stirn. In ſeinem ganzen Betragen lag der Sinn des Gedankens: liebe Aeltern, habt doch nur Geduld mit mir armen, blinden Jungen, ernährt und kleidet mich mit willigen Herzen . . . Ich bin ja nicht ſchuld, daß ich euch die Laſt meiner Erhaltung nie werde erleichtern können. Für eure Güte will ich euch auch lieben, wie noch nie ein Kind ſeine Aeltern geliebt hat, und meine

Dankbarkeit ſoll ſo groß ſeyn, daß ich euch keinen Kummer zufüge, als den, daß ihr ein blindes Kind ernähren müßt.

Der Vater freute ſich nach den Arbeitsſtunden über die Muſik ſeines Gottlobs und über ſeinen Geſang. Bisweilen ſagte er voll Mitleid und bis zu Thränen gerührt: armer Junge, ein großer Mann würde aus dir geworden ſeyn, wenn du nicht blind wärſt. Gott hat es ſo gewollt, und ſein Wille iſt immer gut. Iß dein Brodt ruhig, ich gebe es dir gern, und das reine Waſſer, was ich dir reiche, wünſchte ich in Wein verwandeln zu können, ſo liebe ich dich. Der gute Vater, der die Lilien des Feldes kleidet, wird auch dich nicht unbedeckt laſſen. Segnen wird er meine Arbeit, damit ich dich nicht darben laſſen darf.

Er trug nicht wenig zur Beruhigung des beſorgten Vaters bey, wenn dieſer ſich bisweilen beklagte, daß der kärgliche Erwerb nicht hinreichte, der Familie Brodt genug zu verdienen. „Ach! Vater, ſagte Gottlob, ihr habt wohl recht,

wenn ihr euch beklagt, aber, wenn ich Augen hätte, mit denen ich sehen könnte, wollte ich nicht klagen. Es ist doch viel besser, daß ich blind bin, als wenn ihr es wäret. Seht ihr wohl, so macht der liebe Gott alles weise und gut.

Als der Vater, der seit einigen Wochen kränkelte, merkte, daß dies sein letztes Krankenlager sey, schmerzte ihn nichts so sehr, als daß er von seinem lieben Gottlob scheiden mußte. Armer, blinder Junge, sagte er mit matter Stimme, die von Thränen begleitet wurde, was wird aus dir werden, wenn ich nicht mehr bin! Wer wird sich deiner erbarmen! Gottlob fiel ihm tröstend in die Rede: meinetwegen seyd unbesorgt. Der Schullehrer sagt ja: Gott ernährt die Vögel unter dem Himmel und der wird auch mich nicht verhungern lassen. Ich werde mitleidige Menschen finden, die sich meiner wohl annehmen werden. Nur meine arme Mutter und meine kleinern Geschwister dauern mich . . . Ohne euch wird ihre Noth sehr groß werden. Für mich bin ich unbesorgt. Warum läßt mich aber

der liebe Gott nicht ſtatt eurer ſterben, da ich der Welt doch nur zur Laſt bin, und ihr ferner noch die Mutter und Kinder ernähren könntet! . . .

Höre, Gottlob, ſagte der ſterbende Vater, eben giebt mir der liebe Gott einen Gedanken ein, wodurch er mir wohl die bittere Abſchiedsſtunde von euch erleichtern will. Nimm deine Violine, ſetz' dich an den Schlagbaum, ſpiele; jeder vorbeyreiſende Fremde wird dir eine Gabe geben. Schäme dich deſſen nicht. Wer aus Muthwillen bettelt, der ſündigt, wenn du aber durch dein Singen und Spielen hülfloſen Waiſen Brodt verdienſt, was du mit Handarbeiten nicht kannſt, dann verrichteſt du eine Gott gefällige That.

Gottlob fühlte, daß ihm ein Stein vom Herzen fiel, als der Vater das letzte Wort geſprochen hatte. Er glaubte es zuverſichtlich, daß dieſer ihm das beſte Mittel vorgeſchlagen hätte, täglich einige Groſchen zu verdienen, die zur Linderung der Noth ſeiner Mutter beytragen konnten. Er gab dem Vater das Verſprechen, daß

er seinen Rath pünktlich befolgen wollte, und freute sich sogar in seinem Schmerze, als er ihn ruhiger und getröstieter reden hörte.

Dies also war die erste Veranlassung, weshalb Gottlob am Schlagbaum saß und sang und spielte. Ein sterbender Vater hatte es ihm gerathen, dessen Willen er wie ein göttliches Gebot ehrte. Oft verdiente er täglich mehr, als der Vater erarbeiten konnte, und die Familie war gegen quälende Dürftigkeit gesichert. Dies war eine so große, himmlische Freude für ihn, die er nicht hingegeben hätte, und wenn man ihm auch die Gabe des Sehens dafür versprach.

Der Vater starb. Von keinem im Hause wurde er inniger betrauert, als von seinem Gottlob. Nachdem sich der Knabe mehreremal nach dem Grabe hatte hinführen lassen, wußte er den Weg dahin allein zu finden, und besuchte es alle Morgen, eh er nach dem Schlagbaum ging. Er setzte sich auf dasselbe nieder, und sang den ersten Vers des Liedes: Was Gott

thut, das ist wohlgethan u. s. w. Die Landleute, die in der Morgenstunde vorübergingen, und den blinden Gottlob auf seinem väterlichen Grabe sitzen sahn und ihn singen hörten, standen still, wurden tief in ihren Herzen gerührt, und stellten ihn ihren Kindern als ein Muster kindlicher Liebe dar.

Der edle, gutmüthige und mitleidsvolle Prediger des Dorfs, der die Armuth der Familie kannte, und oft mit dem blinden Knaben am Schlagbaum sprach, hatte ihn schon seit längerer Zeit aus der Schule entlassen, damit er ungestört die heilige Pflicht, zur Versorgung seiner Familie beyzutragen, erfüllen konnte. Damit ihm aber auch nicht der nöthige Unterricht in nützlichen Kenntnissen und Wahrheiten fehlte, ließ er ihn alle Abende zu sich kommen, legte ihm Fragen vor, die oft mit Antworten erwiedert wurden, die vorzügliche Geistesanlage anzeigten.

Der Prediger gewann endlich den Knaben lieb, hatte sein größtes Wohlgefallen an ihm, unterhielt sich oft stunden-

lang mit ihm, und wunderte sich nicht wenig über die Stärke seines Gedächtnisses, das das Erzählte treu behielt. Am meisten aber freute er sich über das unverdorbene, gefühlvolle, menschenfreundliche, dankbare Herz des Knaben, das er bey jeder Gelegenheit blicken ließ. In den herzlichsten Ausdrücken dankte er seinem Lehrer für seine Güte. Wie gern hätte er alles hingegeben, die Bemühungen desselben zu vergelten. Der edle Mann hätte nichts angenommen, denn in dem Bewußtseyn, einem armen blinden Knaben, ohne Gewinn und Prahlerey, Gutes zu thun, lag für ihn die schönste Belohnung, ein Himmel voll Freude.

Gottlob lernte fertig aus dem Kopfe rechnen, mehrere fürtrefliche Lieder auswendig und erhielt den zweckmäßigsten Unterricht der heilsamsten Wahrheiten. Als ihm der Prediger einst sagte, der Körper sey nur das Kleid der Seele, das wir ablegen, wenn wir von der Erde scheiden; die Seele erhübe sich über alles Irrdische, und wenn sie edle Gedanken, fromme Gefühle aus dieser in eine andere

Welt mit hinüber nähme, werde ſie glücklich ſeyn und hinzuſetzte: freue, freue dich, guter Knabe, auf die andere Welt, da wirſt du den Lohn empfangen, daß du dich mit ſo vieler Liebe und Treye deiner Familie annahmſt, da erwiederte er: der liebe Gott würde zu viel thun, mehr geben, als ich verdient habe. Die Freude, meiner guten Mutter und meinen Geſchwiſtern Brod zu verdienen, ſetzte er hinzu, belohnt mich ja ſchon auf Erden.

Bey einer andern Gelegenheit ſagte der Prediger zu ihm: dort wirſt du nicht mehr blind ſeyn. Deine Augen werden die Herrlichkeiten der Schöpfung ſehn, die finſtere Nacht, die dich umhüllt, wird verſchwinden und ein herrlicher Tag bricht für dich an. — So, fragte Gottlob mit dem lebhafteſten Entzücken, das aus jeder Mine ſprach, ſo, ich werde ſehn, ſehn werde ich? Ach! dann ſeh ich ja meinen guten, guten Vater auch! der muß doch gewiß das Geſicht eines Engels haben! — Ja, du wirſt ihn ſehn, dein Herz wird ſich freun.

Der Prediger wurde auf einmal durch die tiefe Traurigkeit, die ſich über das ganze Weſen des Knaben verbreitete, im Fortſprechen unterbrochen. Gottlob ſeufzte tief auf und klagte im wehmuthsvollen Tonne: ach! du lieber Gott, du lieber Gott! . . . Was iſt dir? fragte der Prediger, warum biſt du auf einmal ſo niedergeſchlagen? Warum ſeufzeſt du? — Wenn ich auch ſehn kann, ſagte Gottlob, was wird mir's helfen, ich werde meinen Vater doch nicht kennen. Als der Prediger ihm antwortete: aber dein Vater wird dich kennen, er wird dir mit offenen Armen entgegenkommen, dir danken, daß du als Ernährer der verwaißten Familie, ſeine Stelle vertrateſt, da war Gottlob ganz Freude, ganz Entzücken.

Als er mehr heranwuchs und etwa das vierzehnte Jahr erreicht hatte, that es ihm bisweilen doch ſehr weh, daß er die nicht ſehn konnte, die er mit ganzer Seele liebte. Nur das Bild ſeiner theurſten Freunde, des Predigers, ſeiner Mutter und Geſchwiſter, einiger Bewohner des Dorfs, und der fremden Reiſenden,

die ihm mit zärtlicher Theilnahme und rührendem Mitleid die milde Gabe reichten, wünschte er sich nach der Wahrheit denken zu können. Oft versuchte ers, sich eine Vorstellung von ihrer Gestalt zu machen; allein der mühsamste Versuch machte ihm darum keine Freude, weil sein Verstand ihm sagte, daß ihn leere Einbildungen täuschten. Oft flehte er zu Gott, daß er ihm nur eine Stunde den Gebrauch der Augen schenken mögte. Er hörte von dem verschiedenen Grün der Blätter, der vielfarbigen Schönheit der Blumen, der unvergleichlichen Pracht des Sonnenaufgangs, dem goldenen Wolkenrande, von dem mit funkelnden Sternen geschmückten Himmel reden, und wurde traurig, wenn die kalten Worte für ihn alle Bedeutung verloren. Es war ihm unbegreiflich, daß die Schilderung aller dieser Herrlichkeiten, die der Prediger, entzückungsvoll und begeistert, davon entwarf, der jedes Wort mit der tiefsten Verehrung gegen die Gottheit aussprach, in dessen feyerlichem Ton die dankbarste Anbetung gegen den Schöpfer und Regierer der Welt lag, sein Herz nicht auch erwärmte.

Der süße Duft der Blumen that seinen Geruchsnerven wohl, und er beurtheilte ihre Schönheit nach der Süßigkeit des Geruchs. Die sanfterwärmende Luft war ihm erquickend. Mit dem größten Vergnügen horchte er auf den Gesang der Vögel, der sein musikalisches Ohr entzückte. Das gewaltige Brüllen des Donners riß ihn unwiderstehlich zu dem Begriffe der höchsten Allmacht hin. Es war ihm unbegreiflich, daß sich der Regen aus den Wolken auf die Erde ergoß, daß durch ihn das Wachsthum der Pflanzen befördert würde, daß die Regentropfen im Winter als Schneeflocken herabfielen und die Erde, die in den andern Jahrszeiten grün war, mit einer weißen Decke überzogen.

Gottlob hatte jetzt, wo er im vierzehnten Jahre stand, keine Anwandlungen von Mismuth mehr, deren er sich früher doch nicht ganz erwehren konnte, wenn mit jeder Stunde oft tausend Veranlassungen eintraten, die ihn aufs lebhafteste und immer schmerzhaft an den hülflosen Zustand eines Blinden und an die stete

Abhängigkeit von andern, erinnerten. Damals übersah er die großen Vortheile bisweilen, die er der Nacht in seinen Augen verdankte, und fühlte nur, wie weh es that, so viele Freuden entbehren zu müssen, von denen der Sinn des Sehens die Quelle ist. Ein reiferes Nachdenken, was durch den herrlichen, wohlmeinenden Unterricht seines Lehrers geweckt und unterhalten wurde, belehrte und beruhigte ihn.

Du wirst durch die Gegenstände des Gesichts, dachte er bey sich selbst, in deinen so nützlichen und heilsamen Ueberlegungen doch nicht gehindert und gestöhrt. Ohne alle Zerstreuung von außen kannst du über dich selbst und alles, was du hörst, nachdenken. Du bist gegen tausend Reizungen und Verführungen zum Bösen gesichert, wozu das Auge die Menschen verleitet. Die verzerrten Minen des Zornigen, die hämische Schadenfreude des Neidischen, nimmst du nicht wahr. Wenn du deine Augen auch gebrauchen könntest, würdest du mit deinen schwachen Armen wohl so viel zu verdienen im Stande

ſeyn, als dir jetzt die Hand des menſchlichen Mitleids und des gütigen Erbarmens reicht? Biſt du nach dem Willen des Vaters im Himmel nicht ein Mittel, um die Menſchen zur Tugend der Wohlthätigkeit zu ermuntern? Um ſie recht dringend an das köſtliche Geſchenk, mit den Augen ſehn zu können, zu erinnern und ſie zur Liebe und Dankbarkeit ihres gütigen Schöpfers zu reizen? Deine Blindheit, weshalb ſie dich bemitleiden, kann ſie auch bey mancher Noth, die ſie drückt, mit ihrem Schickſal zufriedener machen. Wer in der Welt dazu beyträgt, andern Gutes zu lehren, wenn er dabey auch manches Vergnügen entbehren muß, der hat nicht unnütz gelebt, und darf einſt vor der ewigen Güte Entſchädigung erwarten. Haſt du doch deine Blindheit nicht verſchuldet, und es iſt dem ein leichtes, der die Nacht in Tag verwandelt, zu machen, daß das Licht auch in deinen Augen anbricht.

Dieſe Hoffnung, mit der er ſich ſo gern ſchmeichelte, war ihm die ſüßeſte. Er kam endlich ſo weit, daß er ſich's feyerlich gelobte, jeden Unmuth, jede

Klage über ſeine Blindheit in der Geburt zu erſticken, und ſein Leid mit Dank, Ruhe und Ergebung in den Willen der Vorſehung zu ertragen.

Endlich kam auch der wichtige Tag, wo er mit andern Kindern, die die hinlänglichen Kenntniſſe in der Religion erlangt hatten, das erſtemal zum Abendmahl gehen ſollte. Am Tage der Kindereinſegnung konnte ſich der Prediger mit den ſchwerſten Fragen immer an ihn wenden und war einer beſtimmten, richtigen Antwort jedesmal gewiß. Die Sprüche in der Bibel, die andere Kinder aufſchlugen und laſen, ſagte er aus dem Kopfe her. Die ganze Gemeine, die bey der feyerlichen Handlung zugegen war, wunderte ſich über den Verſtand und das Gedächtniß des blinden Gottlobs; freute ſich aber auch im Stillen über den guten Prediger, der ihn durch unermüdeten Fleiß und Mühe ſo weit gebracht hatte. In der Rede, die er an die Kinder hielt, empfahl er ihnen den blinden Gottlob als ein Muſter kindlicher Liebe, wahrer Frömmigkeit, Sanftmuth und Zufrieden-

heit. Er ſagte auch zur Gemeine: wenn ich ſterben ſollte, verlaßt den armen blinden Knaben nicht, wenn er krank wird und ſein Brod und das Brod für ſeine Mutter und Geſchwiſter nicht mehr verdienen kann. Was ihr an dieſem Kinde thut, das wird der allgemeine Menſchenfreund einſt ſo anſehen, als ſey's ihm ſelbſt geſchehn.

Es war ein rührender Anblick, als er zum Abendmahl ging und zwey ſeiner jüngern Brüder ihn führen mußten.

Gottlob lebte jetzt recht eigentlich glücklich. Er wurde im ganzen Dorfe geliebt und kein muthwilliger Knabe wagte es, ihn zu necken oder zu beleidigen. Er war im höchſten Grade gefällig, beſuchte oft, wenn er darum gebeten wurde, des Abends dieſen und jenen Landmann, in deſſen Hauſe ſich mehrere verſammelt hatten und ſpielte und ſang, wenn es verlangt wurde. Auch hörten ſie ihm aufmerkſam zu, wenn er einzelne Geſchichtchen erzählte, die er von dem Prediger gehört hatte. Oft dichtete er ſelbſt lange

Erzählungen, wodurch er ihre Aufmerksamkeit reizte und ihnen die angenehmste Unterhaltung gewährte. Er heilte sie von manchem Aberglauben und diente ihnen in vielen Dingen, die sie nicht wußten, zum Lehrer. Sie waren dagegen auch nicht undankbar und mancher beschenkte seine Mutter mit selbstgewonnenen Lebensmitteln.

Die Mutter liebte ihren Sohn mit der größten Zärtlichkeit und gab es ihm oft deutlich genug zu verstehen, daß sie ihn als ein Geschenk des gütigen Gottes betrachte, der sie durch ihn ernähre, erhalte und vor den Sorgen der Dürftigkeit bewahre. Sie bewachte alle seine Schritte und ob er auch im ganzen Dorfe Bescheid wußte, jedes Haus allein finden konnte, so ließ sie ihn doch selten ohne die Begleitung eines seiner jüngern Brüder gehn. Im Sommer, wenn die Witterung günstig war, kam er selbst des Mittags nicht nach Hause, weil er besorgte, es könnte ihm ein kleiner Verdienst entgehen, und es wurde ihm dann sein Mittagbrod nach dem Schlagbaum hingebracht,

das er mit seinem lieben Händchen unter freiem Himmel verzehrte.

Eines Tages fiel auf einmal ein Platzregen. Er wollte ohne Führer nach Hause eilen und unterweges begegnete ihm ein Unglück, das ihn bald um die größte Freude seines Lebens gebracht hätte. Er betrachtete sich keineswegs als einen gemeinen Bettler, der muthwillig der Wohlthätigkeit Gaben abpreßt, die er nicht verdient, er dachte sich mit seiner Violine als einen Spieler, der andern Vergnügen macht, die dafür dankbar sind. Ueberdies entschuldigte ihn auch seine Blindheit, wenn er nicht arbeitete, und der Zweck seines Spielens, der der edelste war. Würde er nun außer Stand gesetzt, Gebrauch von seiner Violine machen zu können und mußte er Worte gebrauchen, um die Reisenden zur Mildthätigkeit gegen sich zu ermuntern, so würde er, im Anfange wenigstens, darüber untröstlich gewesen seyn und diese Gefahr, die ihn überdies der süßesten Freuden der Selbstunterhaltung beraubte, drohte ihm an dem Unglückstage.

Ein Ackermann baute ein Haus. Dieſer kam mit dem Holzwagen auf der dem Schlagbaum entgegengeſetzten Seite ins Dorf gefahren, als ſich der Regen, wie ein Waſſerſtrom, vom Himmel ergoß. Die Pferde wurden mit der größten Schnelligkeit ausgeſpannt und der Wagen blieb juſt auf dem Wege ſtehn, den Gottlob zu gehn gewohnt war. Als es zu regnen anfing, winſelte ſein kleiner Hund, aber er verließ ſeinen Herrn nicht. Komm, Jolie, rief ihm Gottlob zu, ſtand auf und verließ ſeinen gewohnten Platz. Er ging raſch vorwärts, es jammerte ihn, daß das arme, kleine Thier naß werden ſollte, und — fiel über die Stange. Der Schlag war ſo heftig, daß nicht allein die Violine in viele Stücken zertrümmert wurde, ſondern daß auch der unglückliche Gottlob beym Aufſtehn einen ſo heftigen Schmerz am Arm fühlte, der es nicht erlaubte, denſelben zu gebrauchen, um ſich wieder aufzurichten. Er griff mit der linken Hand nach ſeiner Violine hin, und faßte einige Trümmer derſelben. Der heftige Schreck über einen ſo großen Verluſt, die Lähmung des Arms, würkte ſo

gewaltig auf ſeine zarten Nerven und erſchütterte ſein Gemüth ſo ſehr, daß er aller ſeiner Sinne beraubt, ohnmächtig auf die Erde niederſank.

Der erſte Gedanke der Mutter, als der Platzregen anfing, war beruhigend. Sie glaubte, daß ſich Gottlob wohl in das nächſte Bauerhaus geflüchtet hätte, um der Durchnäſſung zu entkommen. Wenn er das aber nicht gethan hätte, ſagte gleich darauf ihre beſorgte, mütterliche Zärtlichkeit, wenn er und ſeine Violine noß würde? Du mußt fort und ſehn wo er iſt.

Als ſie einige hundert Schritte gelaufen war, ſah ſie ihn vor dem Wagen, ohne alle Bewegung auf der Erde liegen. Der kleine Hund ſtand an ſeinem Kopfe und leckte ihm das Geſicht. Das gute Thier, das es zu wiſſen ſchien, welch ein Unglück ſeinem Freunde zugeſtoßen war, wollte ihm durch Liebkoſen ſein Mitleid bezeigen. Als er die Mutter kommen hörte, lief er ihr entgegen, um gleichſam

anzudeuten, daß sie eilen und dem Gefallenen aufhelfen sollte.

Ihr erster Gedanke, den ihr der Schreck, die Angst eingab, war: sicher ist er übergefahren und tod! . . . Sie stieß einen lauten Schrey aus, taumelte vorwärts, kam bey dem Wagen an, sah die Violine zerbrochen, und ihren Sohn ohne alle Zeichen des Lebens neben der Stange ausgestreckt auf dem Boden liegen. Sie schrie, wie eine Verzweifelte mit lauter Stimme: Hülfe! Hülfe! . . . Ach! mein Gottlob! Mein armer Gottlob! Er ist tod! Theurstes Kind, mein Ernährer! . . . Sie faßte ihn beym Arm, um ihn aufzurichten, seine Augen waren geschlossen und Todtenblässe bedeckte sein Gesicht.

Der zunächstwohnende Landmann hörte das Rufen und Wehklagen der bedauernswerthen Mutter, sah den auf der Erde liegenden Gottlob, flog aus seiner Stube, um der Leidenden beyzustehn. Schlaff an allen Gliedern, ohne alle Aeusserungen des Lebens, wurde der blinde Knabe in die

Stube getragen und auf ein Bett hingelegt. Die Mutter rang ſich verzweiflungsvoll die Hände, konnte nicht weinen, ſtieß nur einzelne, abgebrochene Worte und Seufzer aus, die den Kampf, das Weh ihres Herzens nur zu deutlich verriethen.

Da der Regen nachgelaſſen hatte, war die Frau des Ackermanns, von dem innerſten Mitleid erſchüttert, zu dem Prediger hingeeilt, um dieſem die Todesnachricht zu hinterbringen. In einem Anfall von heftiger Wehmuth, die dieſen Mann ergriff, als er den plötzlichen Todesfall hörte, der den Liebling ſeines Herzens betroffen hatte, rief er aus, indem er mit kummervoller Mine zum Himmel blickte: Herr, deine Wege ſind wunderbar und unbegreiflich, aber du prüfeſt mich ſehr hart! Führe mich nicht in Verſuchung, daß ich die Weisheit und Güte deiner Schickungen tadle! Vielleicht war er für dieſe Erde zu gut! Er ſollte früh ein Engel werden! Aber, ach! die arme Mutter! die armen Kinder! Erwecke nun mitleidige Herzen, die ſich ihrer er-

barmen, das meine iſt zu ihrer Hülfe bereit!

Ohne Säumen folgte der Prediger der Bauerfrau nach, und dachte an die Troſtworte, die er der Mutter ſagen wollte, von der er gehört hatte, daß ſie ganz außer ſich ſey. Er fand ſie am Tiſche ſitzend, ſie hatte mit ihren Händen das Geſicht bedeckt, und ſchluchzte laut. Er nahte ſich dem Bette Gottlobs, faßte ihn nach dem Puls, und rief getröſtet und tröſtend aus: er lebt! Es iſt nur eine ſtarke Ohnmacht! Bald wird er wieder zu ſich kommen!

Dies waren Worte des Lebens für die betrübte Mutter. Sie ſprang auf und ſagte, entzückt von einer Freude, die kein Menſch ſchildern kann: ach! er lebt? . . . Gewiß? . . . Herr Prediger, lebt er? . . . Iſt's doch wahr, daß Gott in den Schwachen mächtig iſt? Ach! wenn er nicht ſtirbt, wenn er . . . .

Sie hätte noch nicht ausgeſprochen, als Gottlob mit einem tiefen Seufzer die

Augen aufſchlug und ſagte: meine Violine iſt zerbrochen. . . — Du ſollſt eine beſſere erhalten, tröſtete ihn der Prediger... — Ach! mein Arm, mein Arm! klagte der blinde Knabe jetzt, wie ſchmerzt er mich! Ich kann ihn gar nicht aufheben.

Es bedurfte von dem verſtändigen Prediger nur einer kleinen Unterſuchung, um gewiß zu ſeyn, daß der Arm zerbrochen war. Er ſagte davon nichts, bat die Umſtehenden, den Knaben ja ruhig in ſeiner Lage zu laſſen. Er ſchickte ſogleich von ſeinem Hauſe mit der erforderlichen Nachricht einen reitenden Boten nach der Stadt, und ließ den geſchickteſten Wundarzt holen. Nach zwey Stunden, in denen der Leidende unerträgliche Schmerzen fühlte, kam der Wundarzt an, um das, was der Prediger nur dachte, mündlich zu beſtätigen.

Ach! ſeufzte Gottlob, eine Violine hat mir der gütige Herr Prediger wohl verſprochen, aber wenn mein zerbrochener Arm lahm bleibt, dann werde ich ſie nicht ſpielen können. — Wenn du recht ruhig

dich verhältſt und dich, wenn du auch Schmerzen haſt, nicht viel bewegeſt, ſagte der Wundarzt, ſo verſpreche ich dir's daß du nach ſechs Wochen die Violine wieder ſpielen kannſt.

Der Arm war zwiſchen dem Ellbogen und der Schulter zerbrochen. Es wurde der nöthige Verband angelegt. Der Prediger bat den Arzt inſtändig, den Kranken ja fleißig zu beſuchen, weil ſich auf die glückliche Heilung deſſelben das Wohl einer armen Familie gründe. Er ſetzte noch hinzu; daß er mit dem größten Dank aus ſeinen Mitteln alle Köſten erſtatten wolle, da er den Knaben wie ſeinen leiblichen Sohn liebe.

Mit wenigen Worten erzählte Gottlob, nachdem er die Operation mit wahrem Heldenmuthe überſtanden hatte, wobey ihn der Gedanke ſtärkte, daß ſein Arm nicht lahm bliebe, die Veranlaſſung ſeines Falls. Der Landmann, der ſich für die Urſache des Unglücks hielt, erklärte: daß die Violine auf ſeine Koſten gekauft werden ſolle und daß er den armen

Gottlob während der Heilung, wie ein Kind in seinem Hause verpflegen, auch in der Zeit, wo er nichts verdienen könne, für die Verpflegung der Familie desselben Sorge tragen wolle. Nun, sagte der Wundarzt mit freundlicher Mine, da ich mich in einer Gesellschaft so edler Menschen befinde, so würde ich ein fühlloses Herz verrathen, wenn ich mich für meine Kur bezahlen ließe. Ich werde den Kranken, so oft es nöthig ist, besuchen, verbürge mich für seine völlige Wiederherstellung, und verlange weiter nichts, als daß Gottlob, wenn sein Arm völlig geheilt ist, mir das erste Stück auf der neuen Violine vorspiele.

Der Prediger, den der Edelmuth des Arztes rührte, wollte ihm danken, allein dieser unterbrach ihn mit den Worten, die er an Gottlob richtete: liege ja recht ruhig, daß sich nichts verschiebt, morgen besuche ich dich wieder. Er reiste, von Segenswünschen begleitet, ab.

Ach! es ist wahr, es giebt auf der Erde noch gute edle Menschen und die Tu-

gend iſt auf der Erde noch nicht ausgeſtorben. Tauſend Menſchen zeigen ſich darum nicht von ihrer beſten Seite, die ſie bisweilen ſelbſt nicht kennen, weil ihnen die rechte Gelegenheit dazu fehlt. Würdet ihr, gute Kinder, mit dem liebenswürdigen Gottlob, wenn ihr ihn hungern ſähet, nicht gern euer letztes Brod theilen? Würdet ihr ihm nicht gern euer Erſpartes geben, wenn ihm dadurch geholfen wäre? Das fromme Kind, der tugendhafte Menſch, findet immer Freunde und in jedem einen helfenden Wohlthäter, wenn er in Noth iſt. Die Frömmigkeit erweckt liebende, wohlthuende Herzen. Wenn ihr fromm ſeyd, kann es euch an dem nöthigen Beyſtande nie mangeln.

Die gute Mutter nahm den kleinen Hund mit, als ſie nach Hauſe ging, um nach ihren Kindern zu ſehen und ihnen Gottlobs Unfall zu erzählen. Sie weinten alle, da ſie erfuhren, was dem älteſten Bruder, den ſie wie einen Vater liebten, begegnet war. Als Jolie ſeinen Herrn vermißte, ſuchte er aus der Stube zu kommen, und eilte wieder zu ihm hin.

Er ſprang mit ſeinen ſchmutzigen Füßen aufs Bette und leckte Gottlobs Geſicht. Der Knabe wagte es nicht, das freundliche Thier von ſich zu ſtoßen, ob es gleich den Bettüberzug mit ſeinen Füßen verunreinigte und bat deshalb ſeine Wirthin um Verzeihung. „Laß den Hund, lieber Gottlob, ſagte dieſe, wenn du ihn gern bey dir haſt und er dir Vergnügen macht, ich kann ja den Ueberzug wieder waſchen, und übernehme die kleine Mühe für dich gern. Der Hund wich faſt nicht von dem Knaben, wenn er wachte und ſchlief. Sagte er nur ein Wort, ſo wedelte er mit dem Schwanze, und leckte die Hand ſeines liebſten Freundes. Könnteſt du reden, ſagte Gottlob zu ihm; du würdeſt mich bedauern. Liebes Thier, wie gut biſt du mir, wie gut bin ich dir! Nie will ich dich beleidigen, und nur der Tod ſoll uns von einander trennen!

Der Arzt hielt Wort, er beſuchte den Kranken ſo oft, als es die Heilung deſſelben nöthig machte. Gottlob befolgte auch pünktlich den Befehl deſſelben und die Hoffnung, daß das Ende der ſechſten

Woche doch endlich kommen müſſe, war ihm höchſt erfreulich. Faſt nie klagte er über Schmerzen und äußerte weder Mißmuth noch Eigenſinn. Er war mit allem zufrieden, und kannte keine größere Sorge als die, daß er den guten Landleuten läſtig fallen möchte. Die Stunden, wo ſich der Prediger mit ihm unterhielt, der ihn täglich beſuchte, waren ihm die angenehmſten. Seine Mutter, wenn er ſie fragte, ob ſie auch nicht Mangel leide? ſagte ihm zu ſeinem Troſt, daß ſie durch die Unterſtützung des Landmanns an Allem Ueberfluß habe. Wie herzlich dankte Gottlob den guten Leuten für ihre Menſchenfreundlichkeit und für die ſorgſame Pflege, die er in ihrem Hauſe genoß.

Am Schluße der ſechſten Woche gab der Landmann dem Wundarzt den Auftrag, um den der Prediger allein nur wußte, ihm für Gottlob eine recht ſchöne Violine zu kaufen. Dieſer legte einige Thaler aus ſeiner Börſe dazu, und erſtand eine Violine, die um vielmal beſſer, als die zerbrochene war. Ueberhaupt liebte

er den Knaben, den er als das beste, gutmüthigste Kind, während der Krankheit, hatte kennen lernen, mit einer wahren, väterlichen Herzlichkeit. Gottlob sagte oft zu ihm: lieber Mann, womit soll ich das vergelten, was ihr an mir thut! So lange ich lebe, werde ich euch nie vergessen, und wenn ich zu Gott bete, will ich an euch denken. Im Himmel würde ich nicht glücklich seyn, wenn ich euch nicht da fände! Ihr kommt gewiß zu dem lieben Gott, denn ihr seyd mildthätig und fromm!

Der Knabe konnte schon seit einer Woche seinen Arm wieder regieren, und die Schmerzen hatten ihn verlassen. Sein Herz war so voll Dank gegen Gott, daß ihn kein größerer Unfall traf, daß er seiner Familie nicht abgestorben war, daß sein überstandenes Leiden einen so erwünschten Ausgang nahm. Innigere, herzlichere Liebe fühlte sein Herz für die Menschen, denn sie hatten ihm schöne Beweise ihrer Theilnahme, ihres Mitleids gegeben. Er war verlegen, wie er die Schuld abtragen sollte. Wenn du's kannst,

dachte er, willst du Unglücklichen auch beystehn, das wird wohl der beste Dank seyn, den du Gott und ihnen darbringen kannst.

Der Prediger hatte ein kleines Lied nach der Melodie gedichtet: „Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut ꝛc.“ und sagte es Gottlob so lange vor, bis er's auswendig konnte. Er sollte es singen und dazu spielen, wenn ihm der Wundarzt die Violine brächte. Der Gesang lautete also:

Dir dank ich, edler Menschenfreund,
Für deine Lieb' und Güte.
Ach! du hast's treu mit mir gemeint,
Dafür dich Gott behüte
Auf deiner fernern Lebensbahn . . .
Nimm hin den Dank, o! nimm ihn an,
Er kömmt aus frommer Seele.

Wenn einst die dunkle Nacht entflieht,
Die mir die Welt verhüllet,
Wann einst vor Gottes Thron dich sieht
Mein Auge, dann erfüllet
Der gute Gott mein Herzensflehn,
Und läßt mich, dich, den Edlen sehn,
Der meiner sich erbarmte.

Sein Arm war geheilt. Er konnte die Finger vollkommen bewegen. Der Tag, wo der Wundarzt die Violine bringen wollte, war beſtimmt. Der Prediger wünſchte ihn auch für andere nützlich zu machen, und ihn zu einem Feſte der wiederhergeſtellten Geſundheit und der edlen Menſchenliebe zu weihn. Mehrere Bewohner des Dorfs wurden dazu eingeladen.

Nun kannſt du wieder ſpielen, ſagte der Arzt, als er mit dem Prediger in die Stube trat, in der ſchon mehrere Dorfbewohner verſammlet waren. Als er dies geſagt hatte, nahm er die wohlgeſtimmte Violine, reichte ſie Gottlob hin, der ſie, wie ein Geſchenk des Himmels, mit der gerührteſten Dankbarkeit annahm. Der Arzt ſagte es ihm, daß ſie ſein Pflegevater gekauft hätte. Als Gottlob dies hörte, rief er: Vater, komm, daß ich dich an mein Herz drücke, das dich ewig lieben wird. Der Landmann nahte ſich ihm, der Knabe ſchlang ſeinen Arm um ihn, küßte ihn und konnte kein Wort reden. Beyde waren gerührt.

Nach einer kleinen Weile, ohne daß es ihm gesagt worden war, fing er, wie durch eine innere Stimme aufgefordert, das gelernte Lied zu singen an, und spielte dazu.

Der Wundarzt war bey den letzten Worten so in seinem Innern erschüttert, daß er, mit einer Thräne im Auge, den blinden Knaben an seine Brust preßte, seine Stirn mit Küssen bedeckte und sagte: kann ich dich je aus einer Noth retten; so thue ichs gern. Ich helfe dir, wenn du meines Beystandes bedarfst. Gott wird mit dir seyn, denn du bist ein so gutes Kind, wie es wenige giebt.

Der ehrwürdige Prediger hielt nun an die Versammlung eine Rede, in der er von Gottlobs Vertrauen auf die Vorsehung sprach, seine Geduld, Ruhe und Zufriedenheit während der Krankheit rühmte. Auch dem Arzte zollte er das verdiente Lob und stellte die Güte des Landmanns, der Gottlobs Pflege so freudig übernahm, ihm sogar eine Violine kaufte, als ein Muster der Nachahmung dar. Dies alles

wirkte in den ungebildeten, aber für das wahre Gute keineswegs unempfindlichen Herzen, den Entschluß, sich des blinden Knaben und seiner Familie mit der wohlthätigsten Menschenliebe anzunehmen.

Gottlob nahm nun seine Stelle, wie zuvor, bey dem Schlagbaum wieder ein, aber eine gütige Fügung wollte es, daß er auf diese Weise nicht lange mehr der Ernährer seiner Familie seyn, und daß durch ein widriges Ereigniß, was einer Dame widerfuhr, das Glück seines Lebens entschieden werden sollte. Die erste Zeit, wo er wieder spielen konnte, war ihm die seligste seines Lebens. Der kleine Hund, der in der Stube eingesperrt war, weder fressen noch saufen wollte, worüber sich Gottlob betrübte, wurde nun auch wieder gesund und munter, und nahm gern den Bissen, der ihm aus der Hand seines Freundes gereicht wurde. Am meisten freute sich der Knabe über seine Violine, deren Wohlklang sein Ohr entzückte. Er war sogar der Meinung, daß er jetzt besser spielen könne, als je. Mit jedem Abend, wo er nach Hause geführt wurde,

was von jetzt an immer geſchah, ging er erſt vor die Thür des Landmanns und ſpielte einen Vers aus einem Abendliede.

Eine adliche Dame reiſte von Berlin nach Hamburg. Sie hatte zwey Töchter und eine Gouvernante bey ſich. Als ſie nicht mehr weit von dem Schlagbaum entfernt war, hatte ſie das Unglück, daß ein Rad am Wagen zerbrach. Sie befahl den Bedienten, bey dem Wagen zu bleiben, und wollte ins Dorf gehn, um ihren Leuten die erforderliche Hülfe zu ſchicken. Sie machte ſich mit ihren Reiſegefährten auf den Weg.

Eh meine jungen Leſer von dem blinden Violinſpieler weiter etwas hören, den ſie doch ſicher werden liebgewonnen haben, und der wichtigen Veränderung, die mit ſeinem Leben vorging, die ein zerbrochenes Rad veranlaßte, das juſt in der Nähe des Schlagbaums zerbrechen mußte, wenn der Himmel ſeine herrlichen Abſichten, die er mit dem Knaben hatte, erreichen wollte, muß ich ihnen erſt von der adlichen Dame mehreres ſagen. Ihre Geduld wird zwar

auf die Probe geſtellt werden; allein ich hoffe, es ſoll hier, wie es im Leben immer der Fall iſt, auch eintreffen, daß ſie belohnt wird.

Der Abend dämmerte ſchon, die Sonne färbte mit ihren letzten Strahlen das Gewölk purpurroth, und die reiſende Dame ſah wohl ein, daß es ihr unmöglich ſey, die kleine, von dem Dorfe etwa eine Meile entfernte Stadt, zu erreichen, wo ſie, wie ſie's ſich am Morgen vornahm, ihr Nachtquartier nehmen wollte. Sie beſchloß jetzt, mit der Gouvernante und ihren beyden Töchtern in dem Wirthshauſe zu bleiben, wenn ſie auch mit einem Strohlager vorlieb nehmen müßten; denn ſie verband mit der Unbequemlichkeit noch die mütterliche Abſicht, daß es den Kindern wohl gut wäre, einmal auf dem harten Stroh zu liegen, die gewohnt waren, immer auf weichen Betten zu ruhn. Man fühlt ſein ſtetes Glück zuletzt nicht mehr und weiß nicht, was der ärmere Menſch alles entbehren muß. Zwingt uns ein Zufall, daß wir auf eine ungewiſſe Zeit mit ihm ein Schickſal theilen müſſen,

dann kann uns dies dankbar gegen die unverdiente Gunst des Himmels machen. Erfahrnes Ungemach lehrt auch Mitleid gegen den Leidenden.

Sollte sie aber in dem Wirthshause zurückschreckende Unreinlichkeit finden, dann nahm sie sichs vor, wenn ein Prediger im Dorfe wohnte, ihn um ein Nachtherberge anzusprechen. Weil sie selber so gut war, hatte sie auch Zutrauen zu der Güte ihrer Mitmenschen und fürchtete es besonders von einem Geistlichen nicht, daß er ihr die Bitte abschlagen werde, dessen Beruf es ja ist, nicht nur Tugend und Menschenliebe zu predigen, sondern sie auch auszuüben, wo sich ihm die Gelegenheit darzu darbietet.

Diese Frau von Waldburg — dies ist ihr Nahme — war eine der Edelsten ihres Geschlechts. Der Himmel hatte sie mit zeitlichen Gütern so gesegnet, daß sie die schöne Neigung, die ihrem Herzen natürlich war, Arme zu unterstützen, Nothleidenden thätig beyzustehen, befriedigen konnte. Das Dorf insbesondere,

in dem das Landgut ihres verehrten Gemahls lag, war voll von Beweisen ihrer Menschenliebe, ihres Wohlthuns. Auf die Güte, Milde und Herablassung ihres edlen Gemüths gründete sich auch die Liebe ihres fürtreflichen Gatten, der ein wahrer Vater aller seiner Untergebenen war. Wie manches theure Vergnügen opferte sie willig auf, um von den Kosten desselben einer sinkenden Familie wieder aufzuhelfen. Sie hatte eine besondere Armenkasse, die nie erschöpft wurde. Sie gab nicht blos, was ihr etwa leicht war, sie besuchte und tröstete auch Kranke und verschloß ihr Ohr nie, wenn ein Unglücklicher, Leidender, ihr seinen Schmerz klagte. Für alle Leute im Dorfe war sie eine zärtliche, hülfreiche Mutter und wurde von ihnen kindlich geliebt.

Sie hatte drey Töchter, die das Glück ihres Lebens ausmachten. Mit besonderer Zärtlichkeit hing sie an der jüngsten, die etwa das zehnte Jahr erreicht hatte, die ihrer Vorliebe ganz würdig war und derselben am meisten bedurfte. Albertine,

so hieß dies Fräulein, verlor im fünften Jahre durch bösartige Pocken beyde Augen. Keine Kunst war vermögend, dies Unglück abzuwenden. Uebrigens war jetzt auf dem ganzen Gesichte des Kindes keine Narbe mehr zu sehn. Sie war von der Natur zu dem reizendsten Wesen ihres Geschlechts bestimmt, hatte eine edle, körperliche Bildung, einen Reiz in ihrem Gesichte, der die Güte einer zarten, weiblichen Seele ankündigte und in jeder Miene den sprechendsten Ausdruck. Sie wäre das schönste Kind gewesen, wenn ihr die Augen, die dem Gesichte Leben, Ausdruck und Anmuth geben, nicht fehlten.

Die gute Mutter konnte sich nicht entschließen, ihrem Kinde die Menschenpocken inoculiren zu lassen, weil sie mehrere Beweise hatte, daß dies kein Schutzmittel gegen die wirklichen Pocken sey. Ueberdies hatte sie auch ein grenzenloses, wiewohl nicht ganz vernünftiges Vertraun zu der Güte der Vorsehung, die ihre Kinder, ohne die Beyhülfe menschlicher Kunst doch erhalten könne und sie hielt es nicht für recht, derselben vorzugreifen. An die

Kuhpocken dachte man damals in Deutschland noch nicht. Es giebt keine Sprache, um den mütterlichen Schmerz zu bezeichnen, als Albertine nach überstandener Krankheit auf beyden Augen blind war. So viel Beruhigungsgründe die gute Mutter auch hatte, so konnte sie doch den geheimen Vorwurf nicht ganz bekämpfen: ach! hättest du doch den Versuch mit der Impfung gemacht, Albertine, dein armes Kind, wäre vielleicht nicht blind geworden.

Weil sie sich im Stillen einen Theil der Schuld von der Blindheit des Kindes zuschrieb; so fand sie in dem Bestreben, alles zur Beruhigung und Aufheitrung desselben beyzutragen, einen schwachen Trost. Albertine verdiente auch diese Mutterzärtlichkeit, denn es gab in der weiten Welt kein weicheres, dankbareres Herz, als das, mit dem sie die Beweise der mütterlichen Liebe aufnahm.

Wie schmerzhaft wurde der Abschied beyder, als die Mutter nach Hamburg reisen wollte und Albertine zurückblieb.

Es war noch nie der Fall gewesen, daß sie sich auf Wochen von einander trennten. Ihre liebste, treuste Führerin war die Mutter nnd die ganze Welt schien ihr zu fehlen, wenn sie nicht in der Nähe derselben war, und sie reden hörte. Jede Klage, die sie ausstieß, beantwortete diese mit einem Trostwort. Die beyden ältern Schwestern wußten und fühlten es, daß Albertine bey jeder Gelegenheit vorgezogen wurde; allein statt sie zu beneiden, oder sich für beleidigt zu halten und der Mutter deshalb geheime Vorwürfe zu machen, freuten sie sich vielmehr darüber und thaten alles, um ihre unglückliche Schwester zu erheitern. Die Liebe unter diesen Geschwistern war die musterhafteste und die Aufopferungen, die sie sich Albertinens wegen gefallen ließen, die rühmlichsten.

Sie wurde mit der größten Schonung und Vorsicht behandelt, damit sie den Verlust des Gesichts, so wenig wie möglich, schmerzhaft fühlte. Von den Schönheiten, die uns die Natur und Kunst durchs Auge in die Seele führen, und die

da ein inneres Vergnügen erwecken, wurde in ihrer Gegenwart nur dann gesprochen, wenn es die Ausbildung ihres Geistes nothwendig machte. Desto öfter unterhielt man sich von dem Reiz der Töne, der Fürtreflichkeit der Musik, dem hohen Werthe der Rede, die der Seele die herrlichsten, rührendsten Wahrheiten und Gefühle einflößt, mit ihr.

Albertine erinnerte sich bisweilen noch an die Zeit, wo sie sehn konnte, wie an einen schönen Traum. Sie konnte sich tausend Gegenstände denken, deren Beschaffenheit und Eigenschaften der Blindgebohrne nur unvollständig durch unmittelbare Berührung wahrnimmt. Unglaublich tief hatte sie das Bild der geliebtesten Personen, die sie umgaben, den Begriff der verschiedenen Farben, der Maaße, der Weiten und Längen und so vieler andern Dinge, die wir nur durch das Gesicht wahrnehmen, von denen der von seiner Geburt an Blinde, gar keine Idee hat, in ihre Seele gedrückt. Sie war ein auffallendes, zuverläßiges Beyspiel, welch eine belehrende Schule die Welt mit ihren

verſchiedenen Gegenſtänden, auch für das zarteſte Kindheitsalter iſt, und wie ſich alles Sichtbare in den Augen ſpiegelt, durch die Geſichtsnerven in die Seele fließt, und ſie mit Erfahrungen bereichert, die alle an ihrer Ausbildung mehr oder weniger arbeiten.

Der Herr von Waldburg, der ſeine Albertine eben ſo zärtlich, als die Mutter liebte, der es für ſeine größte Glückſeligkeit hielt, derſelben bisweilen eine überraſchende Freude zu machen, für den die liebenswürdige Blinde ein Gegenſtand des innigſten Mitleids war, war überaus froh, für ſie einen Lehrer zu finden, der ſie mit ſeltener Geſchicklichkeit und einer ausharrenden, muſterhaften Geduld unterrichtete. Er lehrte ſie Clavierſpielen und ſingen. Die Natur hatte ihr eine ſanfte, melodiſche Stimme verliehn, die für ihr Alter von ungemeinem Umfange war. Sie war mit einem feinem Gehör begabt, das den ſchwächſten Mislaut fühlte. Sie lernte bald die Taſten kennen und finden und ſchlug zuletzt nie einen unrichtigen Ton an. Die Muſik war ihre ſüßeſte,

liebſte Beſchäftigung. Nachdem ſie mit unermüdetem Fleiße die Kunſt des Singens und Spielens etwa zwölf Monat geübt hatte, ſang ſie einſt die Arie, die der berühmte Graun in Muſik ſetzte:

Ihr weichgeſchaff'nen Seelen,
Ihr könnt nicht lange fehlen,
Bald weint aus euch der Schmerz ꝛc.

Der Herr von Waldburg hatte eine Geſellſchaft bey ſich, als Albertine ohne vieles Bitten ſich entſchloß, derſelben den hohen Seelengenuß zu gewähren. Sie ſpielte mit einer ſo zarten Empfindung, mit ſo hohem Gefühl, ſang die Worte ſo bezaubernd, ſo ſanft, ſo tröſtend, daß mehrere von den Gäſten ſich der Thränen nicht enthalten konnten. Auch die Frau von Waldburg weinte, drückte Albertinen an ihr klopfendes Mutterherz und konnte nur die Worte ſagen: ach! du liebes, theuerſtes Kind!

Außer den Stunden des Unterrichts, war ſie ausſchließend bey der Mutter, die ſich ſo gern mit ihr unterhielt, und der ſie

das Erlernte so freudig mittheilte. Waren die andern beyden Töchter auch zugegen, so sprachen diese immer so liebreich, so gütig mit ihr, zeigten sich gegen sie so gefällig und nachgebend gegen sie, daß nie die entfernste Veranlassung zum Zwiste, zur Uneinigkeit entstand. Der Umgang mit der blinden Schwester, war für sie eine fürtrefliche Schule, in der sie die preiswürdigen Tugenden des Mitleids, der Nachsicht, der Geduld, der Liebe, der Aufopferung für fremde Freuden lernten.

Die Frau von Waldburg hatte oft den tröstenden Gedanken: daß Albertine wohl darum das Gesicht verlören hätte, um ihre andern beyden Kinder zu edlen, frommen und guten Menschen zu erziehn. Keine unzufriedene Aeusserung, kein thörichter Wunsch kam über die Lippen der Töchter, sie wußten und empfanden es oft, daß sie, auch ohne das älterliche Vermögen, weit glücklicher waren, als ihre Schwester, die doch mit ihnen gleiche Ansprüche an die Güte des Schöpfers und an alle die Freuden hatte, die wir dem Sinne des Gesichts verdanken. Albertine

ertrug ja ihr Leid so geduldig, so in ihr Geschick sich ergebend, wie hätten sie murren und misvergnügt seyn können?

Ein Gespräch, das zwischen der Mutter und Albertinen entstand, theile ich meinen jungen Lesern aus einer guten Absicht mit, die sie selbst errathen mögen.

Albertine. Ich glaube, liebe Mutter, daß ich dich noch weit mehr lieben würde, wenn ich dich sehen könnte. Die Worte, die du aussprichst, klingen meinen Ohren so süß, süßer, wie der schönste Ton auf dem Fortepiano; sie rühren mein Herz. Könnte ich deine freundliche, zärtliche Mine auch wahrnehmen, die Innigkeit, die in deinen Augen ruht, ich würde durch deine Liebe noch glücklicher seyn.

Mutter. Du liebst mich, wie ich's von dem besten Kinde wünschen kann; aber ich bin der festen Meinung, daß ich dich nicht so zärtlich liebte, wie jetzt, wenn du sehen könntest.

Albertine. Das befremdet mich! Und warum nicht? Du hätteſt ja dann weit mehr Freude an mir, wie jetzt, wo du mich ohne Mitleid nicht anſehn kannſt.

Mutter. Eben dies Mitleid über dein unverſchuldetes Unglück, macht dich mir theurer. Es iſt überdies auch deine Folgſamkeit, die Sanftmuth und Güte, die in deinem ganzen Weſen liegt, dein weiches, gutes Herz, was ſich bey jeder Veranlaſſung ſo herrlich zeigt, das mich zu einer Liebe gegen dich reizt, die du dir gar nicht groß genug denken kannſt.

Albertine. Glaubſt du denn, daß ich nicht ſo gut wäre, wenn ich geſunde Augen hätte? Sind denn meine Schweſtern nicht auch gut?

Mutter. Allerdings ſind ſie gut, ſehr gut; aber ich glaube kein Unrecht zu begehn, wenn ich dich mehr liebe, da du eine Hülfloſe biſt, die ohne den mütterlichen Beyſtand nicht beſtehen kann.

Albertine. Mutter, du bringst mich auf den Gedanken, daß ich anfange, meine Blindheit für ein Glück zu halten... Sollte es aber Gott wohl gut gemeint haben, daß er die Augen, die er schuf, damit ich sehn sollte, durch die Pocken zerstöhrte?

Mutter. Böse hat er's damit sicher nicht gemeint, das kann er nicht. Er liebte dich, du warst ja ein frommes Kind. . . .

Albertine. Ich denke, daß man dem, welchen man liebt, nie Kummer macht; und konnte mich wohl ein größeres Leid treffen, als daß mir mein Gesicht genommen würde?

Mutter. Wie aber, wenn du dein Leid, als die Quelle ansehn mußt, aus der dir die herrlichsten Vortheile zufließen, und wenn du dich davon überzeugst, wirst du an der Güte Gottes noch zweifeln?

Albertine. Nenne mir die Vortheile... Bis jetzt habe ich nur an den

Schaden gedacht, den mir die Blindheit zufügt.

Mutter. Ich habe dir bereits gesagt, daß ich dich eben darum vorzüglich liebe, weil du blind bist und dasselbe darfst du von allen edlen, theilnehmenden Herzen erwarten. Dein Leiden und die Art, wie du es trägst, fodert jeden zum innigsten Wohlwollen gegen dich auf. Wenn du erst zu mehrern Jahren kömmst, dann wirst du's erkennen, wie viele Menschen durch den Sinn des Gesichts zum Bösen verführt wurden. Es entstanden Leidenschaften und Begierden in ihrem Herzen, die sie unglücklicher machten, als es je ein Blinder seyn und werden kann. Es fehlt dir überdies auch an nichts, wie so manchem blinden Kinde, das arme Aeltern hat.

Albertine. Ach! Mutter, Mutter, ist es denn nicht möglich, daß du mir ein solches blindes Kind verschaffst? . . . Ich könnte mit ihm sprechen, es bliebe immer bey mir, wir klagten einander unsere Noth und freuten uns mit einander.

Ja, ja, liebe Mutter, ſieh nur zu, du machſt mir die größte Freude damit.

Mutter. Ich gebe dir mein Wort, daß ich alles thun will, um deinen Wunſch zu erfüllen. Vielleicht geſchieht dem armen Kinde auch ein großer Dienſt damit, wenn es hieher, und in deine Geſellſchaft kömmt.

Die Frau von Waldburg theilte die Bitte Albertinens, ein blindes Kind bey ſich haben zu wollen, ihrem Gemahl und ihrem Hauslehrer mit, und beyde waren der Meinung, daß man ihr dieſen Wunſch gewähren müſſe. Man gab ſich daher, ſeit einiger Zeit, viel Müh, ein blindes, gutgeſittetes und wohlerzogenes Kind zu Albertinens Geſpielen aufzufinden; allein wo man die Aeltern geneigt fand, ſich von demſelben zu trennen, da entdeckte man an dem Kinde eine gewiſſe Verſtandesblödigkeit, ein ſchüchternes, rohes Weſen. Ein ſolches Kind konnte Albertinen nicht glücklich machen, und ſie mußte ſich immer noch mit Hoffnungen tröſten, daß endlich wohl ein Tag kommen werde, wo

ihr Verlangen, mit einem blinden Kinde zu reden und umzugehn, erfüllt werden würde.

Noch nie hatte sich die Frau von Waldburg, wie wir bereits gesagt haben, auf lange Zeit von Albertinen entfernt. Sie mußte es jetzt thun, weil der Termin ihrer Abreise durchaus nicht aufgeschoben werden konnte, und ihre Lieblingstochter durch ein heftiges Schnupfenfieber verhindert wurde, mitzureisen. Die Mutter empfahl sie insbesondere der menschenfreundlichen Güte und der sorgsamsten Aufsicht des Lehrers, und verließ sie mit schwerem Herzen.

Als sie sich mit ihrer Reisegesellschaft dem Schlagbaum nahte, in dessen Nähe ein Rad an ihrem Wagen zerbrach, hörte sie die reinsten Töne einer Violine, die von einer sanften, melodischen Knabenstimme begleitet wurden. Alle horchten aufmerksam zu, standen still und vernahmen die so rührende, zu einer süßen Schwermuth einladende Melodie: Nun sich der Tag geendet hat ꝛc. Mit raschern

Schritten, wie durch eine geheime Gewalt fortgezogen, nahten sie sich dem Schlagbaum, von dem die liebliche Musik ihnen entgegenhallte und auf einmal erblickten sie einen wohlgebildeten Knaben, der, als sie vor ihm standen, den Vers spielte und dazu die Worte sang:

Drauf thu' ich meine Augen zu,
Und schlafe fröhlich ein,
Mein Gott der wacht in meiner Ruh,
Wer wollte traurig seyn?

Du spielst und singst ja herrlich, lieber Knabe, redete ihn die Frau von Waldburg an. In reiner, hochdeutscher Sprache erwieberte Gottlob: ich bin herzlich vergnügt, wenn sie mich gern hörten. . . . Diese dreiste Antwort, mit einem gewissen, gefälligen Tone ausgesprochen und zwar in der hochdeutschen Mundart, fiel der Frau von Waldburg sehr auf. Wer ist dein Vater? fragte sie weiter. — Gott, unser aller Vater. — Hast du auf Erden keinen Vater mehr? — Ach! nein, der ist gestorben. Mit Herzleid und Liebe denke ich noch täglich an ihn.

Ach! er war so gut und liebte mich so väterlich. . . Ich liebte ihn kindlich wieder. . . Was ich durch ihn verlor, ersetzt mir keine Welt. Aber über den Sternen werde ich ihn einst wieder sehn und die Hoffnung trocknet mir die Thränen ab, wenn ich auf seinem Grabe geweint habe. — Bist du denn eine Waise? — Nein, ich habe noch eine Mutter und vier Geschwister, die mich alle sehr lieb haben. — Wer war denn dein Vater? — Ein armer ehrlicher Arbeitsmann. — Wer lehrte dich die Violine spielen? — Das habe ich von mir selbst gelernt. Man kann viel lernen, wenn die Lust und der Fleiß nicht fehlt. — Wie geht es zu, daß du hochdeutsch sprichst? — Ganz natürlich. Der edle, liebe Prediger des Dorfs, ist mein Lehrer. — Wie alt bist du? — Vierzehn Jahr. — Ach ich kann nicht viel mehr werden, als ich jetzt schon bin, verlange auch nicht darnach. Ich denke, daß man recht viel ist, wenn man eine arme Familie ernährt, der der Versorger fehlt. — Wie fängst du das an? — Wie ich das anfange? Lieber Gott, ich sitze hier den ganzen Tag, spiele und

finge und laſſe es auf die Güte der Menſchen ankommen, ob ſie mir . . . Gott= lob ſeufzte und fuhr dann mit zitternder Stimme fort: eine kleine Gabe ſchenken wollen. — Hör', du mußt mehr lernen, es kann aus dir in der Welt noch etwas werden. — Das wäre vielleicht möglich, wenn mir nur das Geſicht nicht fehlte. . . — Höchſt überraſcht rief die Frau von Waldburg aus: biſt du denn blind? — Ach! ja, das bin ich. — Armer, unglücklicher Knabe, ſagte ſie voll Bedauern und ſtrich ihm über die Backen. — Nennen ſie mich nicht ſo, denn ich bin weder arm noch unglücklich.

Die Frau von Waldburg konnte ſich nicht mehr der Thränen enthalten, als ſie den Knaben ſo reden hörte und die Gouvernante war mit den Kindern bis in die Seele gerührt. Armer Knabe, dachte ſie, wohl dir, daß du dich in deinem Unglücke zu tröſten weißt! Edles Kind, du hältſt es für die ſüßeſte Freude, der Ernährer deiner Familie zu ſeyn! Welch ein weiches, gutes Herz ſchlägt in deiner Bruſt! Welch einen hellen Verſtand ver=

rathen deine Antworten! . . . In jedem Worte, das du sprachst, lag eine gebildete Seele! Wer kann sein Mitleid einem Kinde versagen, das mit dieser zufriedenen Ruh sein Unglück erträgt? So lange es theilnehmende, gefühlvolle Herzen auf Erden giebt, wird es dir und den Deinen an dem Nöthigen nicht fehlen! Die Wonne, der Versorger deiner Familie zu seyn, wird dir immer bleiben.

Jetzt dachte sie aufs lebhafteste an Albertinen und an einen Plan, dessen Erfüllung sie sich noch nicht mit Gewißheit zu verheißen wagte. . . Komm, lieber Knabe, mit uns nach dem Wirthshause, wir wollen hier übernachten, bat sie ihn. Sie wollte ihn die Hand geben, er versicherte aber, daß er keines Führers bedürfe, ging voraus und brachte sie vor das Wirthshaus.

Als die Gouvernante sah, daß Gottlob jeden Schritt mit der größten Sicherheit that, nie an einen Stein stieß, glaubte sie, daß die Blindheit des Knaben nur Verstellung wäre und daß er sich ihrer,

als eines Mittels bediene, um reichere Geſchenke von den Vorübergehenden zu erhalten. Sie war ſo unvorſichtig und lieblos, daß ſie ihren Verdacht laut äuſſerte. — Dafür bewahre mich der liebe Gott, antwortete Gottlob im klagenden Tone, der ſich ſchmerzhaft beleidigt fühlte, daß ich wohlthätige Herzen mit einem Unglück betrügen ſollte, was ich nicht leide. Das ganze Dorf iſt Zeuge, daß ich blind bin und fragen ſie nur den Herrn Prediger darnach, der wird ihnen gewiß die Wahrheit ſagen.

Es fuhr der Frau von Waldburg wie ein Stich durchs Herz, daß die Gouvernante den armen Gottlob ſo betrübte und ihm die ſündliche Verſtellung zutraute. Seine Vertheidigung rührte ſie ſo ſehr, daß ſie ſich im erſten Anfall des Unmuths nicht enthalten konnte, derſelben den Verweis zu geben: kränken ſie ein unglückliches Kind nicht, das mir mit jedem Augenblicke theurer und ſchätzbarer wird. Dieſe Zurechtweiſung beleidigte die Gouvernante empfindlich und ſie fühlte eine

innere Abneigung gegen den Knaben, den sie als die Ursache derselben betrachtete.

Die Frau von Waldburg kam in dem höchst elenden und armseligen Wirthshause an, wo mehrere Bettler um eine lange Tafel versammelt saßen, die ihr erbetteltes Brod vor sich aufgethürmt hatten und es dem Wirth für ein Spottgeld feil boten. Ihre Lumpen lagen auf den Bänken zerstreut umher und die widrigsten Gerüche hatten sich in der Stube verbreitet. Sie hielt es für unmöglich, in dieser unsaubern Gesellschaft mit ihren Kindern eine Nacht zu bleiben, da sie fürchten mußte, durch lästiges Ungeziefer ihre Kleider zu verunreinigen. Sie besorgte auch, daß diese unerzogenen, bedauernswerthen Menschen, Reden ausstoßen möchten, gegen die sie ihre Kinder, wie vor dem schädlichsten Gifte, bewahrte.

Sie bat den Wirth, daß er sogleich Anstalt treffen möchte, damit ihr Wagen ins Dorf gebracht würde, und versprach, seine Bemühungen nicht unbelohnt zu las-

ſen. Er zeigte ſich bereitwillig ihre Bitte zu erfüllen, äußerte aber zugleich auch, daß ſein Haus nicht ſo eingerichtet ſey, vornehme Leute zu beherbergen und erſuchte ſie, daß ſie nur zu dem Prediger ſchicken ſolle, der ein gar zu guter Mann ſey und ſie gewiß mit Freuden aufnehmen werde.

Jetzt kam eine jüngere Schweſter des blinden Knaben in das Wirthshaus und ſagte mit ängſtlicher Mine, als ſie ihren Bruder erblickte: ach! wie habe ich dich geſucht! Nur gut, daß ich dich hier finde! Die Mutter ängſtigt ſich, wenn du länger bleibſt, komm, komm ja geſchwinde.

Dieſe Schweſter brachte ihm gewöhnlich das Mittagbrod nach dem Schlagbaum hin und holte ihn des Abends ab, wenn es ſpät war. Gottlob wollte gehn, die Frau von Waldburg konnte ſich gar nicht von ihm trennen, hielt ihn zurück und ſprach immer noch mit ihm. — Komm doch, ſagte ſeine Schweſter, das Abendbrod ſteht ſchon auf dem Tiſche. . . Laß doch die Mutter nicht ſo lange auf

dich warten. Du weißt ja, wie ſie jetzt iſt, wenn du nicht zur rechten Zeit kömmſt.

Er wand ſeine Hand aus der der Frau von Waldburg los, die ihn feſthielt, und ſagte: hindern ſie mich nicht länger, den Befehl der Mutter zu befolgen, ein Kind muß gehorſam ſeyn, das iſt ſeine erſte Tugend. — Nun ſo geh dann, in Gottes Nahmen, ſagte ſie, du liebes, gutes, einziges Kind, und thu, was deine Mutter befiehlt. Ich nähre die ſüße Hoffnung, daß ich deine zweyte Mutter werden will, und erhört der Himmel meine Bitte, ſo ſoll dich's nicht gereun.

Sie drückte dem blinden Gottlob ein Goldſtück in die Hand. Er dankte in den herzlichſten Ausdrücken. Bis vor die Thür begleitete ſie ihn und blieb da ſo lange ſtehn, bis ſie ihn nicht mehr ſehn konnte. Sein feines Gefühl, das bey den meiſten Blinden, auf eine bewunderungswürdige Art, den Mangel des Geſichts erſetzt, ließ es ihn ſogleich errathen, daß es weder eine Kupfer- noch Silber-

münze war, die er empfangen hatte. Als die edle Geberin ihm das Goldstück einhändigte, fragte er verwundert: was ist das? — Ein Goldstück, antwortete sie ihm. — Ein Goldstück? nein, das ist zu viel. — Es ist weit weniger, als du verdienst und ich dir geben möchte. Ich bin auf der Reise und kann den Fürsprecher, den du in meinem Herzen hast, nicht befriedigen; aber du sollst weit mehr erhalten, wenn du dich in meinen Willen fügen kannst und willst. . . Dies waren für den Knaben unverständliche Worte; aber er wollte sie um keine Erklärung bitten, weil er nach seinem Gefühl, seine gute, besorgte Mutter schon viel zu lange auf sich hatte warten lassen. Dankend ging er von der Frau von Waldburg und sagte im Weggehn: wenn sie hier noch ein Weilchen verziehn wollen, so gehe ich selbst zum Herrn Prediger und bitte ihn, daß er sie aufnimmt. O! ich weiß es schon, er wird es herzlich gern thun. . . Sie gab ihm einen Kuß und war über die seltene Guthmüthigkeit des Knaben sehr gerührt.

Der Bediente, den ſie bereits zum Prediger geſchickt hatte, um ihn für ſich und ihre Reiſegefährten, um ein Nachtlager bitten zu laſſen, kam mit dem Beſcheid zurück: ſie ſollen nur alle zu ihm kommen, er will ſie gern aufnehmen, wenn ſie mit ſeiner Bewirthung zufrieden ſind.

Die Reiſenden hatten kaum die Hälfte des Wegs nach dem Pfarrhauſe zurückgelegt, als der gaſtfreundliche Prediger ihnen entgegenkam. Beſter Herr Prediger, redete ihn die Frau von Waldburg an, wie ſoll ich ihnen danken! Sie kommen uns ſogar entgegen! Ich würde ſie nicht beſchwert haben, wenn vor dem Dorfe an meinem Wagen nicht ein Rad zerbrochen wäre. . . — Sie beſchweren mich nicht, erwiederte der Prediger mit freundlicher Mine, wenn ſie mit einer Aufnahme zufrieden ſind, wie es meine beſchränkte Wohnung und meine kleinen Vermögensumſtände erlauben. In dem Wirthshauſe konnten ſie nicht bleiben. Der Schade mit dem Rade läßt ſich hier wieder gut machen, da ein Schmidt und

Stellmacher im Dorfe wohnen. Wer weiß auch, wozu das kleine Unglück gut iſt, was ſie betroffen hat. Folgen ſie mir gütigſt.

Im Gehn antwortete die Frau von Waldburg auf die letzte Aeußerung des Predigers: wenn ſo alles nach meinem Wunſche geht; ſo hoffe ich von dem kleinen Unglück, wie ſie's zu nennen belieben, großen Vortheil zu ziehn. Die Bekanntſchaft eines edlen Mannes, der mir mit ſo vieler Güte entgegenkömmt, iſt auf die Rechnung, daß jedes Misgeſchick immer zu etwas gut iſt, auch als Gewinn mit zu bringen.

Sie hatten das Pfarrhaus erreicht, und die Predigerfrau, eine liebevolle Gattin, und eine eben ſo zärtliche Mutter, kam den Unbekannten mit vieler Herzlichkeit entgegen. Der Prediger hatte drey liebenswürdige Töchter, die ſich den beyden Fräuleins, die von ihrem Alter waren, ſchweſterlich nahten. Die erſte Bekanntſchaft der Kinder, wie das bey guten Kindern ſo leicht der Fall iſt, verwandelte

ſich bald in Freundſchaft. Sie wußten ſich tauſend Kleinigkeiten zu erzählen, die für ſie alle höchſt intereſſant waren. Gottlob, den die Predigertöchter beſonders rühmten, war der Hauptgegenſtand ihres Geſprächs. Es ergingen von den Fräuleins ſchon Einladungen an ſie, daß wenigſtens eine von ihnen bey der Rückreiſe ſie begleiten und ein Jahr auf dem väterlichen Schloſſe bey ihnen bleiben möchte. Unter der Bedingung, daß die Aeltern es erlaubten, wurde das gütige Anerbieten angenommen und bey jeder entſtand der geheime Wunſch mitzureiſen.

Die Frau von Waldburg hielt es für Pflicht, den Prediger mit ihrem Wohnorte, ihrem Nahmen und dem Ziel ihrer Reiſe bekannt zu machen. Sie that dies auf eine ſo beſcheidene, liebenswürdige Manier, daß er im Stillen den Zufall ſegnete, der ihn mit einer ſo edlen Frau in nähere Verbindung brachte.

Gottlob war unterdeß im mütterlichen Hauſe angekommen und rief, entzückt vor Freude, ſeiner Mutter entgegen: ſeht da,

wie mich der liebe Gott heute geſegnet hat! So viel habe ich noch nie an einem Tage verdient! Ein Goldſtück, ſagte die wohlthätige Dame, die mir's in die Hand drückte.

Voll Dank gegen die Güte des Himmels, die ihren Gottlob ſo geſegnet hatte, nahm ſie das Goldſtück aus ſeiner Hand, eilte damit zum Schulmeiſter und erfuhr von ihm, daß es ein Friedrichsd'or war, der mehr als fünf Thaler koſtete. Außer ſich vor Freude, kam ſie zurück und ſagte: denke dir, das Goldſtück, was wir nicht kannten, iſt mehr als fünf Thaler werth. Gottlob, komm geſchwind, du mußt dich nochmals bedanken, ich will es auch thun, wir wollen zu der Dame hin... Ich führe dich, ich muß unſere Wohlthäterin ſehn... Vergiß deine Violine ja nicht. . . Hier iſt ſie, nimm ſie mit. . .

Ja, ja, ſagte Gottlob, mein Herz will das auch, Mutter, wir müſſen eilen. Sie iſt im Wirthshauſe. Erſt aber müſſen wir zu dem Herrn Prediger gehn. Ich habe es ihr verſprochen, ihn zu bit-

ten, daß er ihr ein Nachtlager giebt, und muß Wort halten.

Die gute Frau faßte ihren Gottlob am Arm, ging schneller als je, um die wohlthätige Dame einige Minuten früher zu sehn. Das helle Licht in der Predigerstube, was die Mutter in einiger Entfernung sah, die mehrern Personen, die sie durch die Fenster in derselben wahrnahm, brachten sie auf den Gedanken, daß die Dame schon angekommen seyn müsse und sie theilte ihrem Gottlob die Vermuthung mit.

Als die Mutter in die Stube trat und nicht wußte, was sie sagen sollte, da sie die vielen Damen in derselben sah, wandte sie sich mit den Worten an den Prediger: ich komme darum mit meinem Gottlob noch so spät zu ihnen, weil ich nicht umhin konnte, die Dame von Angesicht zu sehn, die ihn heute Abend mit einem Goldstück beschenkte. Er kann in acht Wochen nicht soviel verdienen, als sie ihm geschenkt hat. Nun der liebe Gott mags der lieben Dame vergelten, was sie an

dem armen Blinden und an uns gethan hat. Nun, Gottlob, redete ſie ihren Sohn an, bedanke dich nochmals und ſinge und ſpiele den ſchönſten Vers aus dem Geſangbuche. . .

Die Frau von Waldburg faßte jetzt die gute Mutter liebreich bey der Hand und ſagte: liebes Mütterchen, Gottlob hat ſich ſchon bedankt. . Ich habe ihm die Kleinigkeit nicht gereicht, um Dank dafür einzuernten. Mit mitleidsvollem Herzen gab ich und bin Gott Dank ſchuldig, daß ich der innern Stimme des Mitleids folgen konnte. Aber, was für eine glückliche Mutter iſt ſie, daß ſie einen ſolchen Sohn hat! — Ja, das bin ich! Gott hat mein Herzleid über ſeine Blindheit, in Freude verwandelt. — Ach! ſeufzte die Frau von Waldburg, könnte ich das auch ſagen! Aber, ich kann es nicht. . . . Sie ſank auf einmal in tiefes Nachdenken, der Ausdruck gerührter Wehmuth ſprach aus ihrer Mine und eine Thräne rollte über die Wangen.

Der Prediger, der ihren innern Kummer errieth, fragte sie: haben sie auch ein blindes Kind? — Ja wohl, erwiederte sie. Was wollte ich darum geben, könnte ich ihm die Augen wieder geben. — Ist's denn ein Sohn? fragte Gottlob mit theilnehmender Neugierde. — Nein, gutes Kind, antwortete ihm die Frau von Waldburg, es ist eine Tochter.

Jetzt faßte sie den Prediger bey der Hand und bat ihn leise, sie in ein anderes Zimmer zu führen, weil sie ihn auf einige Augenblicke allein zu sprechen wünsche. Sie that mehrere Fragen an den Prediger, deren Gegenstand der Charakter des Knaben war. Der Prediger beantwortete sie der Wahrheit gemäß, zum größten Lobe des Blinden. Jetzt eröffnete sie ihm ihr Vorhaben, das sie im Stillen schon überdacht hatte und sagte: es ist der innigste Wunsch meiner Tochter, ein blindes Kind bey sich zu haben. Ich habe ihr versprochen, diesen Wunsch zu erfüllen, sobald ich ein gutes, blindes Kind fände. In Gottlob glaube ich das rechte Kind gefunden zu haben, das sich so

ganz für ſie paßt. Kann ichs von ihm und der Mutter erlangen; ſo nehme ich ihn, bey meiner Rückreiſe mit. . . — Dazu wird er ſich ſchwerlich entſchlieſſen. . — Und warum nicht? — Weil ſeine Familie dann keinen Verſorger mehr hätte und die ſchwachen Hände der Mutter die Waiſen nicht vor Mangel ſichern könnten. — Was er jährlich verdient, erſetze ich der Familie und . . . ich gebe noch mehr. Sie übernehmen dann gütigſt die ſüße Pflicht, mir von Zeit zu Zeit zu melden, woran es der Familie gebricht und mit Freuden ſende ich ihnen das erforderliche Geld zur Unterſtützung derſelben zu. Ja, ich mache mich auf der Stelle anheiſchig, ihnen bey meiner Rückreiſe ſogleich hundert Thaler einzuhändigen. — Sie denken ſehr edel, ſagte der Prediger, und drückte ihr achtungsvoll die Hand. — Ich glaube die Freude, die ich meiner Albertine mache, nicht theuer genug bezahlen zu können. O! verſprechen ſie mir's, daß ſie keine Worte ſparen wollen, die Mutter zu überreden, daß ſie in meinen Plan willigt. Vor

Gott bezeuge ich's ihnen, daß ſie ein gutes Werk thun. . . .

Der Prediger gab ihr die Verſicherung, ſich der Sache mit allen Kräften anzunehmen. Sie gingen nach der Stube zurück und fanden den Knaben ſingend und ſpielend. Die Frau von Waldburg faßte ihn ſcharf ins Auge und war über ſeine ſanften, einnehmenden Geſichtszüge entzückt und der Ausdruck der in ſeiner leidenden Mine lag, rührte ſie.

Mutter, redete ſie die arme Wittwe an, hat ſie etwas dagegen, wenn ich ihren Sohn glücklich machen will? — Wie meinen ſie das? fragte Gottlobs Mutter. Sie haben ihn ja durch ein reiches Geſchenk ſchon glücklich genug gemacht. Was wollen ſie ihm noch mehr thun? Mitnehmen will ich ihn, ihn wie meinen Sohn halten. — Mitnehmen?... Dann hätte ich ihn ja nicht mehr und auch keinen Ernährer für meine Kinder mehr. — Den Sohn würde ſie freylich nicht mehr um ſich haben, indeß er bleibt ja auch in der Ferne ihr Kind; aber als Ernährer ſollte ſie ihn

nicht vermiſſen. Ich bin reich und kann ihr in einem Monat mehr geben, als er in zweyen nicht verdienen kann. — Das glaube ich wohl; aber, wer kann mir die Freuden bezahlen, die ich verliere, wenn ich ihn nicht mehr um mich habe? — Keine Welt, gute, zärtliche Mutter, kann das. Aber, der Verdienſt kann aufhören, Gottlob kann krank werden, ſterben ſogar, und wie dann? — Ach! nein, das thut mir der liebe Gott nicht zu leide. . . . — So lange ſie lebt, und ihre Kinder hülfsbedürftig ſind, will ich ſie ernähren, das verſpreche ich vor Gott. —

Die Mutter ſah ihren Sohn an und ſprach: nun, Gottlob, ſo rede du, was meinſt du dazu? — Wenn ich euch einen ſichern Unterhalt verſchaffen kann; ſo folge ich, wohin mich Gott führt. Es iſt wohl wahr, ich kann krank werden und ſterben. . . . Werde ich aber nie wieder zu meiner Mutter und zu meinen Geſchwiſtern kommen? — Das ſollſt du, lieber Gottlob, antwortete die Frau von Waldburg und zwar ſo oft, als du es

wünſcheſt. — Aber, warum wollen ſie mich denn mitnehmen? — Ich habe eine blinde Tochter, mit der ſollſt du ſprechen, ihr zur Geſellſchaft dienen, glücklich mit ihr ſeyn. Sie ſpielt das Clavier und ſingt auch, du kannſt dann die Violine dazu ſpielen und mit ihr ſingen. . . — Das wäre allerliebſt; aber wenn ich nun hinkäme und ſie könnte mich nicht leiden, wie ſollte ich dann wieder zu meiner Mutter kommen? — Meine Tochter iſt ein gar liebes Kind. Wie einen leiblichen Bruder wird ſie dich lieben. Wenn es dir aber bey uns nicht gefallen ſollte; ſo werde ich dich ſelbſt wieder zu deiner Mutter bringen. — Nun, Mutter, was meinſt du, ſoll ich mit reiſen? ... Die Frau weinte. Sie konnte keine Antwort geben. Er fragte noch einmal: ſoll ich mitreiſen? — Thue, was der Herr Prediger will, ſagte ſie, ich kann nichts dazu ſagen und laſſe mir alles gefallen.

Der Prediger erfüllte ſein Verſprechen, was er der Frau von Waldburg gegeben hatte und überredete die Mutter durch wichtige Gründe, daß ſie zuletzt, aber

nicht ohne Thränen, ihre Zuſtimmung zur Mitreiſe ihres Sohnes gab.

Die Frau von Waldburg ſtellte eine ſchriftliche Zuſicherung an den Prediger aus, in der ſie ſich feyerlich anheiſchig machte, für die Unterhaltung der armen Familie Sorge zu tragen. Sie wandte ſich jetzt an die Mutter und ſagte: liebe Frau, mach' ſie mir durch ihre Klagen und Seufzen das Herz nicht ſchwer, es möchte mir ſonſt unmöglich werden, eine menſchenfreundliche Pflicht zu erfüllen. So herzlich gern ich meinem Kinde eine Freude wünſche und ſo gern ich ihren Gottlob recht glücklich machen möchte, ſo ſoll dies alles doch nicht durch die Schmerzen einer guten Mutter erkauft werden. Wird ihr die Wahl zu ſchwer; ſo laſſe ſie ihren guten Sohn nicht von ſich; aber der Himmel gebe, daß es ſie nie gereuen möge, daß ſie jetzt nicht ſtark genug war, ein peinliches, ſchmerzhaftes Gefühl zu überwinden. Ich verſpreche es ihr nochmals, wie eine Mutter mich ihres Sohnes anzunehmen und ſie und ihre Kinder nie Noth leiden zu laſſen. Ich frage ſie noch-

mals, will sie mir. . . . — Es ist Gottes Schickung, versetzte die Frau und suchte sich zu beruhigen, der will ich nicht zuwider seyn. Sie können meinen Gottlob mitnehmen; aber daß sie ihn ja wie ihr eigen Kind halten!

Jetzt wandte sie sich an Gottlob und sagte zu ihm: daß du ja so gut bleibst, wie du hier warst, sonst sage nicht, daß ich deine Mutter bin. Gedenke der Lehren des Herrn Predigers. Vergiß uns nicht, und wenn es dir wohl geht; so denke an uns. Nun komm, es ist schon spät und du mußt alle Morgen früh aufstehn. Sie faßte ihn an der Hand und sie gingen.

Die Frau von Waldburg war so froh und glücklich gestimmt, als ob sie die größte Wohlthat vom Himmel erhalten hätte. Sie schrieb noch denselben Abend an ihren Gemahl einen Brief, in dem sie ihm eine Schilderung von Gottlob mittheilte. Sie bat ihn, wenn er's für gut fände, Albertinen auf seine Ankunft vorzubereiten.

Der Antrag, den die Fräuleins den Predigertöchtern machten, daß eine von ihnen sie auf ihr väterliches Gut begleiten möchte, hatte bereits ein ernsthafteres Ansehn gewonnen. Lisette, die älteste Tochter des Predigers, ein Mädchen von zwölf Jahren, war gar nicht abgeneigt, dem Winke der Liebe zu folgen. Die Sache kam zuletzt unter den Aeltern zur Sprache und der Prediger war mit seiner Frau der Meinung, daß der Aufenthalt in der Fremde und unter der Aufsicht einer so edlen, mütterlichen Frau, nicht anders, als wohlthätig für Lisetten sey. Nach wenigen Stunden hatte es das Ansehn, als ob die fünf Mädchen Schwestern wären.

Der Wagen war am andern Morgen fertig. Die Frau von Waldburg hinterließ dem Prediger eine Summe, die hinreichte, um Gottlobs Einkleidung zu besorgen und trat unter herzlichen Dankbezeugungen ihre weitere Reise an. Die Predigerfamilie wünschte ihr alles mögliche Gute auf den weiten Weg.

Bey ruhiger Ueberlegung dachte der Prediger, daß er ſich vielleicht mit ſeinem Verſprechen, der Frau von Waldburg ſeine Liſette mitzugeben, und daß er die Mutter überredete, ihm ihren Gottlob anzuvertrauen, übereilt hätte. In der Nähe des Orts, den die Frau von Waldburg ihren Wohnort nannte, hatte er einen Freund. Er ſchrieb ſogleich an dieſen, um genaue Erkundigungen einzuziehn, in welchem Rufe die Familie ſtand. Eh ſie von Hamburg zurückkam, antwortete ihm ſein Freund: die Familie Waldburg wird hier in der ganzen Gegend als die edelſte und beſte verehrt. Glücklich wäre die Welt, wenn es mehrere Menſchen der Art gäbe. In der gnädgen Frau wird Ihre Tochter eine mütterliche Freundin finden. Sie werden einſt die Stunden ſegnen, die Ihre Tochter in einem Hauſe verlebte, das man das Heiligthum der Tugend, Unſchuld und Sittlichkeit nennen könnte.

Dieſer Brief beruhigte den Prediger und ſeine Gattin, die nun alle Anſtalten trafen, um ihre Tochter gehörig einzukleiden. An den beſten Ermahnungen

ließen es die Aeltern nicht fehlen und das gute, unverdorbene Kind verſprach, ſie alle treulich zu befolgen.

Gottlobs Mutter fühlte ſich ein wenig geſchmeichelt, daß eine Vornehme Dame ihren Sohn zu ſich nehmen, ihn wie ihr eigenes Kind halten wollte und ermangelte nicht, dieſe erfreuliche Nachricht ihren Nachbarn mitzutheilen. Sie ſetzte auch noch hinzu: daß ſie die Dame unterſtützen wolle. Dieſe Neuigkeit wurde bald das allgemeine Dorfgeſpräch: Gottlob, der Liebling aller Dorfsbewohner, beſtätigte die Nachricht, die ſeine Mutter ausgebreitet hatte. Ach! hieß es hie und da, bleib doch bey uns, wir haben dich ja alle ſo lieb. Hier kannſt du aufſtehn, dich niederlegen, eſſen und trinken, wenn du willſt, wer weiß, wie dir's in der Fremde geht. Bleib im Lande und nähre dich redlich. Vornehme Leute verſprechen oft viel und halten wenig. Wir hatten deine Mutter und Geſchwiſter nicht verhungern laſſen, als du krank warſt, wir werden auch dann für die Deinen ſorgen, wenn du ſterben ſollteſt. Wer ſoll uns nun in

den langen Winterabenden Geſchichtchen erzählen, uns etwas vorſpielen und ſingen? Am meiſten ſchmerzte es ihn von dem Landmann zu ſcheiden, der ihn in ſeiner Krankheit ſo väterlich pflegte und ihm die ſchöne Violine ſchenkte. Er weinte, als er bey ihm war, und mit ihm von der nahen Trennung ſprach. Wenn es dein Glück iſt, ſagte der wackere Mann, ſo magſt du in Gottes Nahmen von uns gehn, ſo ſehr es mich auch ſchmerzt, dich zu verlieren. Kann ichs nicht mehr aushalten; ſo beſuche ich dich und gefällt dir's da nicht mehr, ſo nehme ich dich auf mein Pferd und bringe dich wieder zu deiner Mutter. Ich weiß es nicht, wie es zugeht, daß ich dich ſo liebe, aber Gott weiß es, daß ich mein Leben für dich laſſen könnte. — Darf ich denn die Violine auch mitnehmen? fragte Gottlob. — Allerdings, ſie iſt ja dein. Wenn du darauf ſpielſt, ſo denke bisweilen an mich. — Ach! ihr ſeyd mein zweyter Vater und euch vergeſſe ich nicht.

So ſehr man ſich hie und da bemühte, Gottlob das Verſprechen, was er der

Frau von Waldburg gegeben hatte, wieder leid zu machen und ſo feſt ihn das ernſtliche Zürnen mehrerer Landleute, daß er ſich von ihnen trennen wollte, von ihrer Liebe überzeugte; ſo war's doch keiner Ueberredung möglich, ſeinen gefaßten Entſchluß zu erſchüttern. Er pflegte ſich damit zu vertheidigen, wenn man ihn des Mangels der Liebe und der Dankbarkeit gegen ſeinen Geburtsort beſchuldigte; daß er ſagte: ich ſehe die ganze Veränderung, die mit mir vorgeht, als eine göttliche Fügung an. Ich habe nichts gethan und konnte auch nichts thun, um ſie herbeyzuführen. Ja, wäre ich hier unzufrieden geweſen, hätte ich mich ohne Noth über euch beklagt, ſo könntet ihr wohl böſe auf mich ſeyn; aber da ich euch ungern verlaſſe; da der Abſchied von euch allen, mich noch manche Thräne koſten wird; da ich mein väterliches Grab, Mutter und Geſchwiſter ferner nicht mehr haben werde, um dem Winke des Himmels gehorſam zu folgen; da müßt ihr mich vielmehr tröſten und bedauern. Ihr glaubt, daß ich euch vergeſſen könnte? Ach! wenn ihr euch das einbilden könnt,

da wißt ihr nicht, daß mein Herz von Liebe und Dankbarkeit gegen euch erfüllt iſt. Nein, nein, Gottlob wird ewig an das Dörfchen denken, an alle die Wohlthaten, die er hier genoſſen hat und kann ers je vergelten, thut ers gewiß gern.

Da man wohl einſah, daß Gottlob durch keine Vorſtellung zu bewegen war, ſein Wort, was er der Frau von Waldburg einmal gegeben hatte, wieder zu brechen, ſuchte man die Mutter zu gewinnen, damit dieſe ihr Recht gebrauchen und ihn zurückhalten ſollte. Seyd ihr nicht eine thörichte, herzloſe Mutter, hieß es, ein blindes Kind wildfremden Leuten hinzugeben? Ihr habt euren Gottlob gewiß ſo recht eigentlich nie geliebt, ſonſt würdet ihr ihn nicht von euch laſſen. Weinen wird er über euch, daß ihr ihn, ſo zu ſagen, aus dem Hauſe geſtoßen habt. Ihr müßt ſein Beſtes kennen, wenn ers als Kind nicht verſteht. Wenn ihr ihn wegpackt und dann hungern müßt, dann ſprecht uns nur nicht um Brod an.

Dieſe und ähnliche Bemerkungen machten die Mutter doch nachdenkend und beſorgt. Sie verſuchte es, ihren Gottlob wieder umzuſtimmen, dieſer erwiederte dagegen: es würde ſich für ein Kind nicht ſchicken, wenn ich euch belehren wollte, daß es unrecht iſt, daß ihr mich verleiten wollt, mein Wort zu brechen, und wie ſündlich das iſt; aber geht nur zu dem Herrn Prediger, der wirds euch ſagen. Hätte der nicht ſo viel Zutraun zu der Güte und Liebe der Dame, er würde ihr Liſetten gewiß nicht mitgeben. Wo die bleibt, bleibe ich auch und wie's der geht, ſo geht mir's auch. Gefällt mir's in der Fremde nicht; ſo darf ich ja nur dieſe bitten, daß ſie's ihrem Vater ſchreibt, und ich komme dann wieder zu euch. Das gute Kind, was mich wie einen Bruder liebt, wird das gern thun. Was ich euch im geringſten nicht verarge, iſt eure natürliche Traurigkeit über den Abſchied. Wie ſehr es ſchmerzt, ſich von ſeinen Lieben zu trennen, das hat mich der Tod meines guten unvergeßlichen Vaters gelehrt. Aber wir ſcheiden ja nicht ohne die Hoffnung von einander, uns auf Erden noch

einmal wieder zu ſehn! Ich gehe auch nicht zu meinem Vergnügen dahin, oder, weil es mir bey euch nicht länger gefällt; ich denke euch, indem ich dem Rufe des Himmels folge, auf immer vor Nahrungsſorgen und Bekümmerniſſen zu ſchützen. Nur dieſer Gedanke giebt mir Muth, euch und meine lieben Geſchwiſter auf eine ungewiſſe Zeit zu verlaſſen. Beruhigt euch doch; tröſtet euch mit dem Willen Gottes; macht mir das Herz nicht ſchwer, das ſo ſchon traurig genug iſt.

Gottlobs vernünftige Vorſtellungen konnten die Mutter keineswegs beruhigen. Sie ging mehr als einmal zu dem Prediger, der ſie immer mit dem Beſcheid entließ: daß ſie nur auf Gott vertraun und mit getroſter Ergebung in ſeinen Willen, ſich von ihrem Sohne trennen ſolle. Es werde gewiß eine Zeit kommen, wo ſie ihm für die weiſe Schickung danken und die Stunde ſegnen werde, wo ihr mütterliches Herz geweint hätte. An das Gerede der Leute müſſe ſie ſich nicht kehren, denn die wüßten ſelten was ihnen, vielweniger was andern gut wäre.

Da ſie zuletzt einſehn lernte, daß es vernünftig ſey, dem Willen des Himmels zu gehorchen, fügte ſie ſich in ihr Schickſal. Aber ſie fürchtete mit jedem Tage die Ankunft der Dame und den Verluſt ihres Sohnes, der ihr noch nie ſo theuer geweſen war, als jetzt. Gottlob freute ſich auch nicht auf den Abſchied. Er konnte kein frohes Liedchen, keinen Walzer mehr ſpielen. Mit jedem Abend, wo er ſein Plätzchen am Schlagbaum verließ, auf dem er ſo viele Jahre geſeſſen, wo er die Worte des Mitleids theilnehmender Herzen ſo oft gehört, ſo manche Gabe der Menſchenliebe empfangen, ſich ſo oft gefreut hatte, oft auch wenn der Verdienſt ſtockte, traurig geweſen war; wo ers erfuhr, verzagen darf der Arme Menſch nie, die Hülfe iſt ihm oft näher, als ers glaubt, ſegnete er den lieben Ort, an dem er zum letztenmal geweſen zu ſeyn fürchtete. Freudig ſtand er mit jedem Morgen auf, weil er noch einen ganzen Tag da zu verweilen hoffen durfte. Er hatte die neuen Kleider erhalten, die ihm der Prediger von dem Gelde der Frau von Waldburg hatte machen laſſen, und beſuchte

in dem neuen Anzuge den Prediger zuerſt, dem, als er ihn erblickte, die Worte entfuhren: Gottlob, fürwahr, du biſt nicht allein ein guter, du biſt auch ein ſchöner Knabe! — Gut bin ich für mich, erwiederte Gottlob, und ſchön für andere. Es iſt beſſer, daß ich gut bin, denn wenn ich nur ſchön wäre; ſo wäre ich ja für mich nichts.

Liſette hatte den Knaben nie ſo aufmerkſam angeſehn, als jetzt, er gefiel ihr, ſie wünſchte ihn zum Bruder zu haben und bedaurte es in dem Augenblicke lebhafter, als je, daß der arme Gottlob blind war. Sie freute ſich aufrichtig, daß er mitreiſte; denn ohne ihn würde es ihr viel ſchwerer geworden ſeyn, ſich von ihren Aeltern zu trennen. Ohne daß ſie ſichs ſagte, glaubte ſie an ihm einen Beyſtand zu haben. Er war auch der, mit dem ſie von den Aeltern, Schweſtern und dem Dorfe überhaupt reden konnte, ohne fürchten zu dürfen, ihn mit der Unterhaltung zu beläſtigen.

Der Brief, den die Frau von Waldburg an ihren Gemahl geschrieben hatte, in dem sie ihn bat, Albertinen auf die Ankunft des blinden Gottlobs vorzubereiten, war angekommen; allein er verursachte keineswegs die Freude, die sie sich in der Ferne davon träumte. Es war sogar ungewiß, ob die gute Absicht, die die Frau von Waldburg hatte, ihrer Tochter einen Gespielen und Leidensgefährten zu verschaffen, und einen Wunsch zu erfüllen, den sie so oft geäußert hatte, zur Wirklichkeit kommen werde. Als sie sich in der Seele freute, den liebenswürdigen Knaben gefunden zu haben und schon an die rührende Scene dachte, wenn sie die beyden blinden Kinder zusammenführen werde, herrschte in dem Hause ihres Gemahls eine tiefe Traurigkeit.

Sie verließ Albertinen kränklich, es war anfangs nur ein leichtes Schnupfenfieber an dem sie litt; allein das Kind grämte sich im Stillen über die Trennung von der Mutter, deren Abwesenheit sie bey jeder Gelegenheit schmerzlich vermißte. Sie fiel in eine heftige Nerven-

krankheit, die am dreyzehnten Tage tödlich zu werden schien. Albertine phantasirte und sprach immer von ihrer Mutter. Ach! liebe Mutter, klagte sie oft mit weinender Stimme, die dem Vater das Herz brach, warum gehst du von mir? Weißt du denn nicht, daß ich ohne dich nicht leben kann? Nein, nein, du bist mir nicht so gut, als ich dir bin, sonst hättest du deine arme Albertine nicht verlassen! Bist du denn wieder da? von keiner andern Hand, als von der deinen, lasse ich mir die bittere Arzney reichen. Du meinst es immer gut mit mir, wenn du mir auch die bittere Arzney giebst, und von dir nehme ich sie gern. . . . Wenn ich nun sterbe, und du hast mich nicht wieder gesehn, da wirst du recht weinen. . . . . Weine nicht. . . . Freylich hast du denn keine Albertine mehr, die dir die Thränen von den Wangen küssen kann. . . .

Der Arzt erklärte, daß wenig Hoffnung zur Wiedergenesung Albertinens sey. Der Herr von Waldburg suchte alles auf, um sich über den möglichen Verlust seiner Lieblingstochter zu trösten, nur fürchtete

er, daß seine Gemahlin, die mit unglaublicher Zärtlichkeit an dem Kinde hing, sich nicht so leicht beruhigen werde. Er sann auf tausend Mittel, um ihr den Tod der Tochter so schonend als möglich beyzubringen; allein kein einziges schien ihm passend genug zu seyn. Wäre sie nur nicht abwesend, sie würde nach und nach auf den erschütternden Schlag vorbereitet worden seyn. Du hättest sie getröstet; aber so! . . . Vielleicht sieht sie wohl gar ihre Abreise, als die Ursache an, daß Albertine starb. Armes, liebes Kind, Gott weiß es, wie dein Abschied von dieser Welt mir das Herz zerreißt; aber ist es im Rathe der Versehung beschlossen, daß ich dem Himmel ein Kind geben soll, so gebe ich dich am liebsten. Endlich wäre der Zeitpunkt doch gekommen, wo du dein unverschuldetes Schicksal schmerzhaft gefühlt hättest. Selbst deine gute Mutter hätte dann mit ihrem Troste nichts mehr ausgerichtet. Ob du, wenn du deine Aeltern nicht mehr hattest, diese Schonung und Nachsicht auch von deinen Schwestern erfahren haben würdest? Ging es nicht vielleicht über ihre Kräfte,

ſie dir erweiſen zu können? Wie verändert ſich nicht oft das Herz eines Mädchens, wenn es von der Liebe beherrſcht wird! Es vergißt Vater, Mutter und Geſchwiſter, und weiht ſich auſchließend dem Gatten, und wenn dieſer nicht edel genug denkt, ſeiner Gattin ſo viel Zeit zu laſſen, daß ſie ihre Schweſter pflegen und das harte Geſchick, was ſie drückt, ihr erleichtern kann? Glücklich kannſt du auf Erden nicht werden! Kein Geld erſetzt dir den Verluſt des Geſichts! Dort, dort, im Himmel, hebt deine Freude an. . . .

Der Herr von Waldburg hatte ſich mehr Standhaftigkeit und Muth zugetraut, als er zeigte, da ihm der Arzt ankündigte, daß die Kranke wahrſcheinlich in dieſer Nacht ihren Geiſt aufgeben werde. Der Schmerz überwältigte ihn ſo ſehr, daß er laut ſeufzte, ſich der Thränen nicht mehr enthalten konnte, und gedankenlos und verzweifelt im Zimmer hin- und herging. Er hatte mehrere Nächte nicht geſchlafen, aber dieſe war die traurigſte ſeines Lebens. Er begab ſich nach

dem Krankenzimmer, fand Albertinen matt und kraftlos im Bette liegend. Sie ſchien zu ſchlafen und die Augenlieder bedeckten die Augen kaum zur Hälfte. Ihre Lippen waren von der innern Hitze ſchwarz geworden und die vollen, rothen Wangen eingefallen und blaß. An den Schläfen konnte man den kleinſten Gang der Adern ſehn. Sie holte leiſe Othem und röchelte bisweilen. Sechs bange Stunden harrte er dem letzten Lebensaugenblicke des Kindes entgegen; alle ſeine Hoffnungen ihrer Wiedergeneſung waren zertrümmert, als er auf einmal hörte, daß ſie ſich bewegte. Er wollte dem Bette nicht näher treten, weil ſeine Vaterliebe es nicht erlaubte, Zeuge von ihren letzten Todeszuckungen zu ſeyn. Er hörte, daß Albertine ein Wort ausſprach, er horchte und ſie ſagte: Vater! Vater! Giebt ihr der Himmel noch die Kraft, dachte er, von dir Abſchied zu nehmen? . . . Er nahte ſich dem Bette. Lieber Vater, ſagte die Kranke mit matter Stimme, das war ein ſüßer, erquickender Schlaf! Mir iſt beſſer, nun fühle ichs, daß ich nicht ſterbe. Siehſt du das gern? — Mein liebes,

liebes Kind, erwiederte der Vater, indem ihm die Thränen über die Wangen stürzten, von der seligsten Freude und einer himmlischen Hoffnung entzückt, wie will ich Gott danken, wenn er dich wieder gesund macht! Fühlst du dich aber auch wirklich besser? — Wie neu gebohren... Frage mich nicht viel, ich kann nicht viel sprechen.

Der Herr von Waldburg schickte eiligst zum Arzt, ließ ihn inständig, flehentlich bitten, auf der Stelle zu kommen, weil mit Albertinen eine dem Anschein nach, sehr glückliche Veränderung vorgegangen sey. Der Arzt, ein lieber, theilnehmender Mann, den die vielen Krankenbesuche nicht abgestumpft hatten, und der den Schmerz eines Vaters aus Erfahrung kannte, wenn er in Gefahr ist, ein Kind zu verlieren, säumte keinen Augenblick, um die vielgeliebte Patientin zu retten, wenn es der menschlichen Kunst möglich wäre. Von der süßesten und belohnendsten Freude wurde sein Herz erwärmt, wenn er sich den Gedanken lebhaft dachte, daß es ihm vielleicht gelingen

werde, den zärtlichen Aeltern das theure Kind zu erhalten. Er war im Geiſte vergnügt, daß ſeine Prophezeihung, wo er Albertinens Tod, dem Vater als unvermeidlich ankündigte, nicht eingetroffen war.

Zwey Stunden dauerte es, eh der mit der größten Sehnſucht erwartete Arzt auf dem Schloſſe ankam. Unterwegs fand er einen zweyten Wagen und friſche Pferde, die für ihn bereit ſtanden, um ſeine Ueberkunft möglichſt zu beſchleunigen.

Die beyden Stunden, die dem Glücklichen zu ſchnell verfließen, kamen dem Herrn von Waldburg wie eine Ewigkeit vor. Albertinens Zuſtand hatte ſich zwar in der Zeit, wo Furcht und Hoffnung in ſeinem Herzen abwechſelten, nicht verſchlimmert; aber er bachte ängſtlich, daß der glückliche Zeitpunkt, wo menſchliche Kunſt etwas auszurichten im Stande iſt, unbenutzt vorübergehn könne. Er hatte ſchon am Abend keine Luſt, den Arzt von ſich zu laſſen, allein er hielt ihn nicht zurück, da dieſer verſicherte, daß er heute

noch ſehr gefährliche Kranke beſuchen müßte und daß Albertinen menſchlicher Beyſtand nicht mehr helfen könne. Der Herr von Waldburg hielt es für Liebloſigkeit, wenn er andern Patienten, von deren Leben vielleicht das Glück einer Familie abhing, den Arzt entzog und ließ ihn gehn.

Das Rollen des Wagens, das der Herr von Waldburg in der Ferne, bey der Stille der Nacht, auf dem Steinpflaſter hörte, da er immer von Zeit zu Zeit zum Fenſter hinlief, um zu horchen, erweiterte ſein Herz. Du wirſt bald beſſer werden, rief er ſeiner Tochter freudig zu, der Doktor kömmt ſchon. Der Wagen war angekommen, er riß das Fenſter auf und fragte mit unterdrücktem Entzücken: Herr Doktor, ſind ſie's. — Ja, ich bin's, erwiederte ihm dieſer. — Nun, ſo eilen ſie, eilen ſie zu ihrer Kranken.

Sie hat die Criſis überſtanden, ſagte der Arzt, nachdem er ihren Puls unterſucht hatte. Die Krankheit hat ſich gebrochen, wir kommen der guten Natur

zu Hülfe und ich hoffe es zu Gott, daß die Lebensgefahr vorüber iſt.

Der Herr von Waldburg wurde von einer Freude ergriffen, die keine Zunge ausſpricht, in ſprachloſer Entzückung fiel er dem Arzt um den Hals und nannte ihn ſeinen größten Wohlthäter. Von der Zeit an genaß die liebe Kranke langſam und der zärtliche Vater verließ ihr Zimmer nur dann, wenn es ihm ſeine Geſchäfte nicht erlaubten, bey ihr zu bleiben. Am liebſten ſprach ſie von der Mutter und den Schweſtern und freute ſich innigſt auf ihre baldige Rückkehr. Am ſchmerzhafteſten, ſagte ſie, war mir immer der Gedanke; wie wird ſich die gute Mutter betrüben, wenn ſie zurück kömmt und dich im Grabe findet. Du haſt ihr nicht einmal für das Gute danken können, was ſie dir im Leben erwieſen hat!

Der Herr von Waldburg fand es noch nicht für gut, Albertinen von dem blinden Gottlob etwas zu ſagen und vermied überhaupt alles, wodurch das weiche Herz des Kindes, heftig bewegt werden konnte.

Er wünschte es jetzt sogar, daß seine Gemahlin noch nicht zurückkommen möchte, damit die theure Kranke erst wieder mehr zu Kräften käme, um die Freude des Wiedersehens einer zärtlich-geliebten Mutter, ohne Schaden für ihre Gesundheit, zu ertragen.

Die Freude über die Wiedergenesung der menschenfreundlichen, gutmüthigen Blinden, war im Schlosse allgemein. Hatte einer von der Dienerschaft irgend ein Anliegen, so wandte man sich zuerst an Albertinen und enthielt die Forderung dieser Leute nichts unbilliges, so konnten sie im voraus der Erfüllung derselben immer gewiß seyn. Aus natürlicher Herzensgüte nahm sie sich jedes Gekränkten und Leidenden an, und war seine kräftige Fürsprecherin bey den Aeltern. Diese wußten es wohl, daß sie ihrem Kinde kein größeres Vergnügen machen konnten, als wenn sie jedem Schuldigen, der Beßerung angelobte, durch sie Verzeihung ankündigen ließen. Es war für sie ein wahres Entzücken, die Angst des Strafwürdigen von seinem beschwerten Herzen zu nehmen.

Aus ihrer Hand erhielten die Armen, die Alten des Dorfs, die nicht mehr arbeiten konnten, ihr Brod, ihre wöchentliche Geldunterstützung und sie gab mit einer Milde, mit einer Schonung und Willigkeit, wie der allgemeine Wohlthäter im Himmel. Sie that nichts aus Eigennutz, aber die Worte des freundlichen Danks, waren für ihr Herz die größte Wonne. Oft unterhielt sie sich mit den Armen eine lange Weile, fragte sie nach ihrer Lage, nach ihren Schicksalen und wenn diese, wie das gemeiniglich der Fall ist, über ihr Elend klagten, da tröstete sie sie und sagte: seht, meine Aeltern machen mich so glücklich, daß ich euch geben kann, ich bin nicht arm, wie ihr seyd, aber fehlt mir nicht auch etwas, was ihr habt, und was mir kein Mensch geben kann! Ach! wenn ich sehn könnte, wie ihr! Es kann und soll auf Erden nicht so seyn, wie wir's wünschen! Seyd nur ruhig und geduldig, im Himmel wird's für den Frommen besser werden!

Sie war soweit wieder hergestellt, daß sie mehrere Stunden des Tages außer

dem Bette ausdauern konnte. Das Fortepiano mußte nach ihrer Stube gebracht werden. Sie ſpielte bisweilen; allein zum Singen fühlte ſie ſich noch nicht ſtark genug.

Die Frau von Waldburg kürzte ihren Aufenthalt in Hamburg ſehr ab. Die Sehnſucht nach Albertinen, benahm den Freuden, die ſie in der damals ſo blühenden und volkreichen Handelsſtadt genoß, einen großen Reiz. Der Gedanke an die liebe Blinde wich nicht aus ihrem Herzen. Sie hatte ſogar einigemal ſchwere Träume, ſah ſie in denſelben bleich und krank. So wenig ſie von dieſen Spielereien der Einbildungskraft hielt und ſo leicht und natürlich ſie die Urſache ihrer Angſt im Traume erklären konnte; ſo blieb am Tage doch ein gewiſſer Trübſinn in ihrer Seele zurück. Gern hätten ſich die Kinder noch eine Woche in Hamburg aufgehalten, aber da ſichs die Mutter leiſe merken ließ, wie ſehr ihr Herz nach Albertinen verlange, da unterwarfen ſie ihren Wunſch der kindlichen Liebe und dem Gehorſam. Die Mutter wollte auch die

Freude nicht auf eine lange Zeit verſchieben, die ſie ſich lebhaft von der Scene dachte, wenn ſie den blinden Gottlob ihrer Albertine zuführte. Ihr Hauptgeſpräch auf dem ganzen, weiten Wege war Albertine und ihre Reiſegefährten unterhielten ſich gern mit ihr über ihren Lieblingsgegenſtand.

Am vierten Abend kamen ſie in dem kleinen Städchen an, von dem das freundliche Dörfchen nur eine kleine Strecke entfernt lag, in dem Gottlob wohnte. Sie wären früher eingetroffen, wenn ein Gewitter, das ſie in dem Städchen abwarten mußten, ſie nicht verſpätet hätte. Sie kehrten in einem Wirthshauſe ein, und als ſie Anſtalten zur Abreiſe machten, fragte der Wirth, wo ſie noch hin wollten, da ſie erſt drey Meilen von hier wieder eine Stadt enträfen und unterwegs kein Dorf finden würden, in dem ſie mit Bequemlichkeit bleiben könnten. Ich reiſe nicht mehr weit, ſagte die Frau von Waldburg zu dem Wirthe, nur bis zu dem Dorfe M.... — Ach! rief der Wirth mit einer ſo erfreuten Mine aus, als ob

man eine geliebte und geehrte Perſon, deren Herzensgüte uns fremde, günſtige Urtheile in die Seele ſchrieben, ſieht, ach! ſie reiſen zum Prediger Meſſow, nehmen den blinden Gottlob mit? —

Die Frau von Waldburg ſtutzte, als ſie von einem, ihr durchaus unbekannten Manne, ihren Nahmen nennen hörte. Eh ſie dem Wirth auf ſeine Anrede ein Wort erwiedern konnte, fuhr dieſer fort: es macht mir unendliche Freude, daß ſie der Zufall in mein Haus geführt hat. Wer freut ſich nicht, edle Menſchen kennen zu lernen, die mit der uneigennützigſten Menſchenliebe Gutes thun. Ihr Nahme iſt in unſerer ganzen Gegend bekannt. — Woher wiſſen ſie das alles? fragte ſie ihn. — Der Prediger Meſſow iſt mein Schwager, ich ehre und achte den Mann, wie meinen leiblichen Bruder, der hat mir alles erzählt. Die kleine Liſette nehmen ſie auch mit, ſie werden ein gutes, liebes Kind an ihr finden. Sie muß die Fräuleins ſehr liebgewonnen haben; ſonſt würde ſie ſich von ihren guten Aeltern auf eine ſo lange Zeit nicht tren-

nen. Aber die ganze dortige Gemeine wird ihnen den Krieg ankündigen, sie will den blinden Jungen nicht fahren lassen. Nach allem, was ich von dem seltenen, guten Knaben gehört habe, ist es keinem zu verargen, wenn man sich ihn nicht nehmen läßt. — Kennen sie ihn? — Ich sah ihn oft, wenn er bey meinem Schwager war, und mußte mich über die klugen Antworten wundern, die er auf die ihm vorgelegten Fragen gab. Ueberdies ist er ein wahres Muster kindlicher Liebe. Wer ihn in seinem Hause halten, seine Familie, die er ernährt, entschädigen kann, der hat für seine Kinder einen grossen Schatz gefunden. Nach meiner Meinung giebt es kein schöneres Beyspiel, was man seinen Kindern vorhalten kann, als das seine. Er ist ein lebendiges Erziehungsbuch, das durch Wort und That die Tugend predigt.

Die Frau von Waldburg war höchst erfreut, als der Wirth so rühmlich von Gottlob sprach. Sie betrachtete ihn gewissermaßen schon als ihr Kind und jedes Lob, was man ihn zollte, war ihr will-

kommen. Ueberdies freute ſie ſich auch, daß das günſtige Urtheil, was der Prediger über den Knaben fällte, durch mehrere Zeugen beſtätigt wurde. Sie dankte dem Wirth aufrichtig für die gute Meinung, die er von ihr gefaßt hatte und ſchied von ihm, mit Segenswünſchen begleitet.

Der Abend war ſchön, die Gegend freundlich und einladend. Die Liebe der Mutter für die Schönheit der Natur, hatte ſich auch ihren beyden Töchtern mitgetheilt und war ihnen gleichſam angebohren. Man muß die weiſe Güte, die ſchöpferiſche Allmacht, die allverſorgende Liebe, den bewunderungswürdigen Reichthum, die Abwechslung und Mannigfaltigkeit in den Werken des großen Vaters anſtaunen, ſich ihrer freun, und tief im Herzen ſeine unendliche Größe fühlen, wenn man auf Erden nicht tauſend Seligkeiten entbehren will, die der unempfindliche Menſch, der ſtumpf und gleichgültig unter allen dieſen Wundern umherwandelt, nicht kennt.

Die Natur feyerte an diesem Abend ihr Fest. Es hatte, bis vor einigen Stunden, auf vierzehn Tage, die größte Dürre geherrscht. Die Blätter an den Bäumen hatten ihr frisches Grün verloren und waren bestäubt. Die Frühlingsblumen trauerten. Die Saaten wurden gelb. Die kleinen Bäche waren fast vertrocknet. Selbst die Vögel in den Wäldern ließen die Flügel hängen, sangen sparsam und ihr Lied war nicht das muntere, fröhliche, erweckende. Das weidende Vieh kehrte hungrig zu den Dörfern zurück und die Aenger waren wie abgebrannt und gelb. Die Natur und alle lebendigen Geschöpfe seufzten nach Regen. Niemand konnte das allgemeine Schmachten stillen. Die Menschen blickten, um Regen bittend, zu den Wolken empor.

Die Reise wurde der Frau von Waldburg auch sehr lästig, da der Wagen fast immer mit einer Staubwolke umhüllt war, der den Fahrenden das Athmen beschwerlich machte und sie selbst im Sehen hinderte.

Aus Süden kam eine schwarze Gewitterwolke gezogen, es blitzte und donnerte dumpf. Die Reisenden hatten zum Glück das Städtchen erreicht, als die ersten, großen Tropfen fielen. Jetzt nahte sich das Wetter, wie im Fluge, von einem Winde gejagt, der den Staub in die Luft wirbelte und den Tag verdunkelte. Der Platzregen hörte bald auf und mit segnender Milde begoß die wohlthätige Wolke an zwey Stunden die Fluren. Als die Ruhe nach dem Ungewitter wieder zurückgekehrt war, trat die Frau von Waldburg die kleine Reise bis zu dem Dorfe an, wo der gute herzliche Prediger Messow wohnte.

Die Natur schien vom Tode auferstanden zu seyn. Welch ein Wunder hatte sich in den zwey Stunden ereignet! Welche Herrlichkeiten hatte der Regen gewirkt! Die Lerchen sangen in der Luft das Lob ihres großen Wohlthäters! Tausendstimmig tönte der Gesang der Vögel in dem Birkengebüsch, durch das sie fuhren, und die Nachtigall war, wenn alles schwieg, die Solosängerin. Matte Halme,

an deren Spitzen Regentropfen hingen, in denen ſich das Purpurlicht der untergehenden Sonne ſpiegelte, hatten ſich munter und friſch aufgerichtet. Der Staub war von allen Blättern gewiſcht. Die Mücken tanzten in der lauen Luft auf und nieder. Die Käfer ſumßten und die Waſſerträger der Bienen, waren noch einmal ausgeflogen, Erquickung einzuholen. Ergriffen von heiligen Empfindungen, die ſich alle auf die Größe und Güte des Weltenſchöpfers bezogen, der immer mit ſeinem Segen in der Nähe weilt, wenn der kummervolle Menſch zagt, ſtimmte die Frau von Waldburg das Lied an und ihre Reiſegefährten ſangen es mit:

Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern faſſen?
Ein jeder Staub, den du haſt werden laſſen,
Verkündigt ſeines Schöpfers Macht.

Der kleinſte Halm
Iſt deiner Weisheit Spiegel.
Du Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr ſeyd ſein Loblied und ſein Pſalm!

Du tränkſt das Land,
Führſt uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag und Korn und Wein
und Freuden,
Empfangen wir aus deiner Hand.

Nichts, nichts iſt mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar ſoll deines Nahmens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde ſeyn.

Freudig ſchlug der Frau von Waldburg das Herz, als ſie ins Dorf fuhr. Ihre Seele hatte eine rührende Stimmung. Die beyden Kinder riefen dem Kutſcher zu, raſch zu fahren. Ihre Ungeduld, die lieben Predigerkinder und insbeſondere Liſetten wieder zu ſehn, die mit ihnen reiſen wollte, hatte den höchſten Grad erreicht. Alle wunderten ſich nicht wenig, daß das Pfarrhaus, ſchon ſo früh erleuchtet war. Als die Frau von Waldburg auf dem Hofe mehrere Wagen in naher Ferne ſtehen ſah, und vermuthete, daß eine zahlreiche Geſellſchaft bey dem Prediger verſammelt wäre, ließ ſie den Kutſcher halten und befahl ihm, den

Wagen nach dem Wirthshause hinzufahren. Dem Bedienten sagte sie, daß die Nacht über ein treuer Wächter dabey gestellt werden sollte, um die Mühe des Auf- und Abpackens zu ersparen.

Als sie mit ihren Kindern und der Gouvernannte mit leisen Tritten unter den Fenstern angekommen war, sah sie hinein und entdeckte in der Stube eine zahlreiche Gesellschaft, von der ihr, außer der Predigerfamilie und Gottlob, kein Mitglied weiter bekannt war. In der Mitte der Stube saß Gottlob, mit neuen Kleidungsstücken stattlich ausgeputzt; alle umschlossen ihn in einem Kreise und die herrschende Stille wurde nur durch sein Spiel und seinen Gesang unterbrochen. Er sang die bekannte Elegie von dem edlen, gefühlvollen Hölty: Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute ꝛc. mit dem rührendsten Ausdruck der Traurigkeit und Wehmuth. Die Frau von Waldburg wagte es nicht, diese so schöne Scene, durch ihren Eintritt in die Stube zu unterbrechen. Nachdem er den letzten Vers,

auf den er die ganze Kraft ſeines Gefühls legte:

Schlummre ſanft, du gute, fromme Seele,
Bis auf ewig dieſer Schlummer flieht,
Wein' auf ihrem Hügel, Philomele,
Um die Dämmerung ein Sterbelied ꝛc.

geſungen hatte, ſtanden mehrere von der Geſellſchaft auf, die ihm laut ihren Beyfall zu erkennen gaben. Einige küßten ſogar ſeine Stirn. Er nahm die Lobſprüche mit ſeiner gewohnten Beſcheidenheit an.

Es iſt vielleicht die letzte Muſik, lieber Gottlob, redete ihn der Prediger an, die wir heute Abend von dir hören. Ich erwarte mit jedem Abend deine Wohlthäterin. Wer wird uns, wenn du nicht mehr hier biſt, etwas vorſpielen? — Ja, das weiß ich freylich nicht, erwiederte er, indeß hoffe ich, daß ich nach einem Jahre wiederkommen werde, und dann laſſe ich meine Violine gewiß nicht zurück. Ich ſpiele und ſinge dann, ſo viel ſie wollen, vielleicht habe ich auch etwas zugelernt. —

Gehſt du denn gern von uns? fragte ihn eine Dame aus der Geſellſchaft, die ihn liebte und die er kannte. — Gern . . . gern . . . erwiederte er mit zögerndem Ton, wenn ich das ſagte, ſo würde ich lügen. Ich glaube nicht, daß mir's die gute Dame verdenkt, die mich mitnehmen will, wenn ſie dies offenherzige Geſtändniß hört. Ich verlaſſe ja, liebe, gute Menſchen, meinen erſten Wohlthäter auf Erden, den Herrn Prediger, meine Mutter und Geſchwiſter, dies Dorf, ach! und das Grab meines ſeeligen Vaters. Wenn ich gern von hier wegginge, ſo wäre ich der Güte der Frau von Waldburg gar nicht werth. Vergeſſen werde ich dies Dorf, und alles was mir von Jugend an in demſelben lieb und theuer war, nie, nie, in meinem Leben nicht; aber, ich hoffe und glaube es, daß in der Fremde auch gute Menſchen leben, und der Herr Prediger ſagt ja, daß mich die gute Dame als Mutter lieben wird. . . .

Ja, das will ich, das werde ich, guter Gottlob, darauf kannſt du dich verlaſſen, rief die Frau von Waldburg ins

Fenſter, die von einem innern Gefühl fortgeriſſen, gedrungen wurde, ihm den Troſt zuzuſprechen. Der Prediger erkannte ſie ſogleich an dem Ton ihrer Stimme und die Ueberraſchung war ſehr groß.. Sie iſt's! ... Sie iſt's! ... rief der Prediger laut und flog zur Thür hinaus. Ach! ſie iſt's, wiederholte Gottlob in einem klagenden Ton, nun muß ich fort! Wenn ich nur erſt fort wäre! Der Abſchied wird mir ſehr ſchwer werden! Sie ſind's, ſagte Liſette mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit und eilte dem Vater nach.

Erwartungsvoll ſtand die Geſellſchaft auf und aller Augen waren nach der Thür hingerichtet. Die Mädchen umarmten ſich. Die Frau von Waldburg trat mit der Predigerfrau, die ſie führte, in die Stube, machte eine freundliche Verbeugung und bat um Verzeihung, daß ſie die Unterhaltung der Geſellſchaft ſtöhrte. Sie ging ſogleich auf Gottlob zu, reichte ihm gütig die Hand, drückte ihn und ſagte: recht ſo, mein lieber Gottlob, man muß ſich nie verſtellen, immer die Wahrheit

reden und nie, nie ein Gefühl erlügen, was dem Herzen fremd iſt. Gewiß, ich verdenke dir's nicht, daß du dich ungern von deinem Geburtsorte trennſt, wo du deine Mutter und Geſchwiſter, das Grab deines Vaters, den du noch im Tode ehrſt, verlaſſen mußt, in dem du ſo oft Gelegenheit hatteſt, dich über die Güte Gottes und die Wohlthätigkeit edler, theilnehmender Menſchen zu freuen. Man trennt ſich nur mit Schmerz von einem Orte, dem man ſo viel Gutes verdankt, um ihn mit einem fremden zu vertauſchen. Aber ich betheure es dir, daß ich dich wie mein Kind halten will. Es ſoll dir kein Leid widerfahren. Schenke mir deine Liebe, dein Zutraun, ich trage dir ein liebevolles, mütterliches Herz entgegen. Ich weiß die großen Opfer, die du mir bringſt, ganz zu würdigen. . . Du ſollſt ſehn, daß ich die Bereitwilligkeit, mit der du mir folgſt, zu ſchätzen und zu belohnen weiß.

Gottlob fühlte ſich durch die Gegenwart der Frau von Waldburg, an die er für den heutigen Tag gar nicht

mehr glaubte, so heftig überrascht, daß seine ganze Antwort in weiter nichts, als in einem herzlichen Händedruck bestand. Nach einer Weile sagte er: nun kann ich nicht länger mehr hier bleiben, ich muß fort; jeder Augenblick, wo ich noch im Dorfe bin, gehört meiner Mutter, meinen Geschwistern. Ich muß ja auch von den guten Leuten, die mich so sehr liebten, mir so viel Gutes thaten, Abschied nehmen, und mich bey ihnen bedanken. Es wird mir sehr sauer werden. Wer weiß, wenn ich einmal wieder komme, ob ich sie alle wieder finde. Meine liebsten Freunde fand ich immer unter den Alten.

Er ließ sich nicht abhalten und ging fort, um eine heilige Pflicht zu erfüllen. Die Frau von Waldburg faßte ihn am Arm, um ihn zu seiner Mutter hinzubegleiten. Sie konnte es in dem Hause nicht lange aushalten; denn wo sie hinsah, rollten Thränen. Hätte sie nicht an ihren Gemahl geschrieben, daß sie den blinden Gottlob mitbringen würde, und daß er Albertinen auf die Freude vorbereiten sollte, die sie nicht täuschen wollte,

ſie würde die Mutter ihres Worts entbunden und den blinden Gottlob nicht mitgenommen haben.

Als ſie nach dem Pfarrhauſe zurück kam fand ſie eine lange Tafel gedeckt. Die Gäſte ſetzten ſich zu Tiſche und hier erſt erfuhr ſie, daß der Geburtstag des Predigers gefeyert wurde. Seine Gattin hatte ſeine liebſten Freunde aus der Nachbarſchaft zu dem Feſte eingeladen. Hier ſah ſie das Bild einer glücklichen Familie. Die Predigerfrau, als die frohe Mahlzeit faſt vorbey war, die weiſer Scherz und kluge Geſpräche würzten, ſtand auf einmal auf, ihr folgten die drey Töchter. In ſprachloſer Rührung drückte ſie den Kuß der zärtlichſten Liebe auf die Lippen ihres Gatten und ſagte dann: faſt ſechszehn Jahr ſind wir vermählt, Leid und Freude haben wir mit einander erfahren, du haſt mich immer wie ein edler Freund geliebt. Du biſt unſer zärtlichſter Vater! An dir hängt unſer Leben! Kinder, betet mit mir zu Gott, daß er uns dieſen edlen Mann noch lange, lange

erhält. Weiter konnte sie nicht reden, Thränen hemmten ihre Worte.

Lisette wollte eine kleine Anrede an ihn halten, die sie aufgesetzt und auswendig gelernt hatte; aber die Worte zitterten, ihr Herz war zu voll, sie fing voll Rührung an zu weinen und der Vater, der sie an seine Brust drückte, sagte: es ist eben so gut, meine Tochter. ... Dein Verstimmen, deine Thränen gelten mir mehr, als die schönste Rede. Meine ganze Liebe hast du. . . . Wir werden uns bald trennen, vergiß deinen Vater und deine Mutter nicht. . . Bleibe immer so gut, wie du unter der Aufsicht deiner redlichen Aeltern warst. Ehre diese edle Frau, (er zeigte auf die Frau von Waldburg) wie deine Mutter und die Fräuleins liebe wie deine Schwestern.

Jetzt erklangen die Gläser und es wurde der Toast ausgebracht: es lebe der edle Familienvater, der treue Freund!! Bis spät in die Nacht blieben die Gäste versammelt und schieden wie zärtliche

Freunde von einander, die ſich bald wieder zu ſehn wünſchen.

So ſehr der Prediger die Frau von Waldburg auch bat, daß ſie länger, als einen Tag bey ihm verweilen möchte; ſo ließ ſie ſich doch nicht zureden. Eine geheime Kraft, der ſich nichts entgegenſetzen ließ, zog ſie nach ihrer Heimath hin. Sie hielt es für Sünde, ſich noch länger von Albertinen zu trennen, als es die Reiſe nothwendig machte.

Die Rührung, als Liſette von ihren guten Aeltern Abſchied nahm, war groß, und ihre zarte Kindesliebe verrieth ſich durch Thränen. Die Mütter konnte ſie gar nicht aus ihren Armen laſſen. Ich vertraue ihnen mein theurſtes Kleinod auf Erden an, ſagte der Prediger zur Frau von Waldburg, der mehr Faſſung als ſeine Gattin, zeigte. Weich und unerfahren iſt ihr Herz. Sie kennt die Welt nur von der guten Seite. Möchte der Hauch des Laſters nie die ſchönen Tugendblüthen verwüſten! Gnädge Frau, geben ſie ſie mir ſo ſchuldlos und rein

wieder, wie ich ſie heute in ihre Mutterarme lege.

Der Wagen war vorgefahren, man wollte einſteigen; nur Gottlob fehlte noch. Es wurde nach ſeinem mütterlichen Hauſe, nach dem Schlagbaum hingeſchickt, nirgends war er zu finden. Man glaubte zuletzt, daß ihn irgend ein Landmann verborgen hätte, um ſeine Abreiſe ganz zu verhindern. Da die Frau von Waldburg nicht mehr wußte, ob ſie abreiſen oder noch warten ſollte und in der größten Verlegenheit war, kam er mit ſeiner Mutter gegangen. Gottlob, rief ihm der Prediger im zürnenden Tone zu, wo bleibſt du denn in aller Welt! Wir haben recht ängſtlich auf dich gewartet! . . . Ich komme von dem Grabe meines Vaters, ſagte er im wehmüthigen, ruhigen Ton. . . Wie wäre es möglich geweſen, dies Dorf zu verlaſſen, ohne dem Verſtorbenen die letzte Ehre zu erweiſen! Hier iſt eine Hand voll Gras, das ich von ſeiner Todtengruft pflückte; ich will es mitnehmen, es wie ein Heiligthum verwahren, es alle Mor-

gen an meine Lippen drücken und betend des Theuren gedenken.

Sein kleiner Hund war bey ihm. Nun, Frau von Waldburg, ſagte er zu der Dame, nun hätte ich noch eine Bitte an Sie. — Und welche? fragte ſie. — Daß ich meinen lieben, kleinen Hund mitnehmen darf. Ich laſſe ja alles, was mir auf der Erde lieb iſt, in dem Dorfe zurück, muß es, weil ichs nicht mitnehmen kann; aber meinen Joli. . . . — Der Prediger glaubte, daß es der Frau von Waldburg unangenehm ſeyn könne, das Thier in dem Wagen zu haben und daß Gottlob beſorgt wäre, der Hund werde während ſeiner Abweſenheit Noth leiden. Er nahm das Wort und ſagte: laß ihn nur hier, ich will für ſeinen Unterhalt ſorgen. — Das glaube ich wohl; aber ich möchte ihn gar zu gern um mir haben; er hat mir die treuſten Dienſte geleiſtet, und ich ſelbſt muß ihn durch fernere Liebe und Wohlwollen lohnen. Er würde ſich ſehr grämen, wenn er mich nicht mehr hätte. — Nimm ihn nur mit, lieber Gottlob, tröſtete ihn die Frau von

Waldburg, die Liebe, die du gegen das Thier äußerst, ist mir heilig. — Es ist gar ein gutes Geschöpf und hat mir manchen Freundschaftsdienst erwiesen. Gottlob lockte ihn zu sich, gab Lisetten seine Violine, nahm den Hund auf den Arm und rief: Mutter! Sie nahte sich ihm. Er fiel ihr um den Hals und sagte: Lebt wohl, gute Mutter, grüßt meine Geschwister noch einmal. Vergeßt mich nicht, ich will euch nie vergessen. Seyd nur unbekümmert, die gute Dame hält Wort. . . . Die arme Frau weinte bittere Thränen. Adjeu, Herr Prediger: Vater, Wohlthäter, Lehrer, Freund, Gott im Himmel wird's vergelten, was Sie an mir thaten! Mein ganzes Lebensglück verdanke ich ihnen... Er schluchzte, wurde in den Wagen gehoben, der nun fortfuhr. Von beyden Seiten wurde noch so lange gegrüßt, bis der Wagen um eine Ecke fuhr und aus den Augen der Nachsehenden verschwand.

Lisette verbarg ihr Gesicht, ihre Thränen flossen. Sie saß der Frau von Waldburg zur Seite, die sie ihren kindlichen

Schmerz ruhig ausweinen ließ und ihn ehrte. Nur ein leichtsinniges, unverständiges Kind, kann sich auf eine lange Zeit von seinen Aeltern trennen, ohne zu weinen. Es herrschte überhaupt in dem Wagen eine wehmuthsvolle Stille. Selbst die Fräuleins unterbrachen sie nicht durch ihre gewöhnliche, muntere Laune; auch sie theilten im Innersten den Schmerz mit Lisetten und gelobten sichs feyerlich, das gute Kind, wie eine leibliche Schwester zu lieben und es nie zu betrüben. Sie ist uns ja so vertrauungsvoll gefolgt, hieß es in ihrem Innern, wie groß muß ihre Menschenliebe seyn! wie sollten wir ihre Erwartungen und Hoffnungen täuschen! Nein, das wollen, das werden wir nie! Leopoldine, die älteste der beyden Schwestern, drückte Lisetten an ihre Brust und bat sie: weine nicht, liebe Schwester, was du hier zurück läßest, findest du bey uns wieder, einen Vater, eine Mutter und eine Schwester mehr. Uebers Jahr besuchen wir deine Aeltern...

Gottlob, der sein Hündchen auf dem Schooß hatte und ihm die Haare glatt

ſtrich; dem die verſchiedenartigſten Gedanken durch die Seele fuhren; der in ſtiller Trauer da ſaß, hatte jedoch die letzten Worte Leopoldinens nicht überhört: „übers Jahr beſuchen wir deine Aeltern.“ Er fragte mit ängſtlicher Haſtigkeit: komme ich denn auch mit? — Du biſt der erſte, lieber Sohn, erwiederte die Frau von Waldburg, indem ſie ihm die Backen klopfte, der mitkömmt.

Durch die zwey hinzugekommenen Kinder, waren die Sitze in dem Wagen ganz natürlich ein wenig eng geworden, und dieſe Unbequemlichkeit fühlte keiner drückender und läſtiger als die Gouvernante. Sie bat ſichs von der Frau von Waldburg ausdrücklich aus, daß der blinde Knabe nicht neben ihr ſitzen durfte. Ohne daß ſich dieſe dabey etwas dachte, that ſie ihr den Gefallen gern und Gottlob ſaß neben den beyden Fräuleins. Die Gouvernante fand es überhaupt lächerlich, daß die gnädge Frau ihre Liebe gegen einen blinden Jungen ſo weit trieb und ſich mit ihm beläſtigte. Seine Manieren, die freylich nicht die feinſten waren, gefielen ihr nicht

und oft hielt ſie ſeine gerade unverſtellte Offenheit, für unerträgliche, bäuriſche Grobheit. Sie konnte ihm nie in die großen, blinden Augen ſehen, ohne daß ſie mit innerm Widerwillen den Blick wegwandte. Dieſe Abneigung, die ſein körperliches Gebrechen in ihr erregte, tödtete in ihrem Herzen das Mitleid. Sie fertigte ihn einigemal mit kurzen Antworten ab, und behandelte ihn ſehr kalt. Die Frau von Waldburg merkte das, gab ihr deshalb ſanfte Verweiſe, wodurch ſie wirklich gegen den armen Knaben erbittert wurde. Ihr Stolz fühlte ſich beleidigt, daß ſie ſich dem Bauerknaben nachgeſetzt ſah, der in ihren Augen weiter kein Verdienſt hatte, was ihm die Gunſt der gnädigen Frau in einem ſo hohen Grade verſchaffte, als ſeine Blindheit. Sie ſagte zu ihr, als ſie mit derſelben allein war: ich glaube nicht, daß Sie Albertinchen mit dem Knaben ein ſonderliches Geſchenk machen. So lange der Umgang neu iſt, wird er ihr vielleicht Freude machen; aber ich beſorge, er wird ihr nur zu bald läſtig werden. Seine Erziehung iſt auch ſo roh, daß er die Sitten des guten Kindes um ſo

leichter verderben wird, je inniger es sich an ihn schließt. Von Berlin aus ist immer Gelegenheit nach seinem Dorfe; ich halte es fürs beste, Sie schicken ihn von da wieder zurück. Ich glaube gnädge Frau, daß sie ihr edles Herz diesmal verführt hat. Der Knabe wäre auch auf seinem Dorfe viel glücklicher gewesen, als sie ihn je machen können; sie haben ihm also keinen Gefallen erwiesen. ꝛc.

Die Frau von Waldburg mußte ihrem innern Unwillen gebieten, als sie die Gouvernante so sprechen hörte, damit er nicht ausbrach. Sie sagte nur die Worte: Mamsell, ich will es glauben, daß sie's mit mir gut meinen; aber lassen sie mich nur nach meiner Weise handeln. Habe ich mich in meinem Plane geirrt; so werde ich dafür büßen müssen. So willkommen mir sonst ihr Rath ist, sparen sie ihn in dieser Angelegenheit, die die Sache meines Herzens und seiner Wahl ist. Lassen sie uns über den blinden Jungen weiter nicht reden. . . . So viel glaube ich ihnen nachrichtlich sagen zu müssen: wer ihn beleidigt, der beleidigt

mich. Er iſt mein Kind geworden und ich werde mich ſeiner, wie eine Mutter gegen jedermann annehmen. Verführte das Herz diesmal den Verſtand, ſo glaube ich, daß mir ein guter Gott dieſe Schwäche nicht wie eine ſtrafbare Sünde anrechnen werde.

Liſette heiterte ſich auf, als ſie einen Tag vom väterlichen Hauſe entfernt war. Alle, die ſie umgaben, kamen ihr mit wohlwollender Liebe entgegen. Auch die verſchiedenen Gegenſtände, die ihr allenthalben aufſtießen, die ſie ſonſt noch nicht geſehn hatte, trugen zu einer Zerſtreuung bey, die ſie ruhiger machte. Sie fand ſich bald in die Menſchen, von denen ſie umgeben war, und jene ängſtliche Scheu und Furchtſamkeit vieler Kinder, kannte ſie nicht. Mit liebevoller Güte und inniger Heiterkeit ſchloß ſie ſich an die edlen Reiſegefährten an und gewann aller Herzen. Folgte die Frau von Waldburg ihrer natürlichen Neigung, ſo konnte ſie nicht anders, wenn ein Urtheil über Gottlob und Liſetten gefällt werden ſollte, als daß ſie dieſer den Vorzug zugeſtehn mußte.

Sie war so anschmiegend, so entgegenkommend, so vertrauungsvoll; sie war schon so dreist, daß sie die Frau von Waldburg Mutter nannte, und zwischen ihr und den Fräuleins war's ja schon in ihrem väterlichen Hause zur Schwesterschaft gekommen. Sie that manche höchst naive Frage und gab manche witzige Antwort. An den nöthigen, weiblichen Kenntnissen fehlte es ihr durchaus nicht; sie übertraf die Fräuleins bey weiten, und nur die Geschicklichkeit in feinen Handarbeiten mangelte ihr noch. Sie war auch der Liebling der Gouvernante, welche sie ganz allerliebst fand.

Gottlob saß still vor sich hin. Wenn er bisweilen gefragt wurde, gab er nicht immer die passendste Antwort. Sein Schmerz lag tiefer und seine Trennungswunde war so leicht nicht geheilt. Er verlor sich mit seinen Gedanken in der Erinnerung vergangener Zeiten, die Gegenwart hatte wenig Interesse für ihn und er nahm nur sehr entfernten Antheil an den Gesprächen. Es war ein süßer Trost für ihn, an alle die lieben Menschen zu

denken, ſich manches Worts zu erinnern, was ſie ihm voll Freundlichkeit ſagten. Gefällt dir's bey uns? fragte ihn die Frau von Waldburg. — Es misfällt mir nicht, antwortete er und ich hoffe, es ſoll mir mit der Zeit noch recht gut gefallen. — Du biſt ja immer ſo ſtill, ſo gedankenvoll. Was ſoll ein armer, blinder Junge ſprechen! Ich kann auch mit den Gedanken an meine Lieben, die ich verlaſſen habe, noch gar nicht fertig werden. Ich darf doch an ſie denken? — Das darfſt du, und es iſt herrlich und ſchön, daß du es thuſt. — Wenn ich ſie und ihre Kinder erſt mehr kennen lerne, werde ich auch wohl mehr ſprechen. Noch kann ich mich meiner Traurigkeit gar nicht erwehren.

Die einſichtsvolle Frau von Waldburg, ehrte das weiche, gefühlvolle, dankbare Herz des blinden Gottlobs, das ſich von dem Andenken an ſeine Freunde gar nicht losreiſſen konnte. Sie unterdrückte jede Liebesbezeugung gegen Liſetten und ihre Kinder, die den ernſtern Gottlob beleidigen konnte und wachte über alle ihre

Handlungen. Sie bat ihre Töchter recht herzlich, ja alles zur Aufheiterung des armen Knaben beyzutragen. Welch ein gutes Kind iſt das, ſagte ſie zu ihnen, das mit einer ſo feſten Liebe an den ältern Freunden hängt! durch unſere wohlwollende Güte, durch unſere Gefälligkeiten, wollen wir ihn zu gewinnen ſuchen, damit er uns auch in die Zahl ſeiner Freunde aufnimmt, damit wir ihm ſeinen großen Verluſt einigermaßen erträglicher machen, damit er ihn weniger betrauert. Die drey Mädchen ſchloſſen unter einander den Bund, den Willen der Mutter aufs genauſte zu erfüllen und hielten Wort.

Nur einen Tag blieb die Frau von Waldburg in Berlin, um ſich bey der Generalin von . . ., ihrer Jugendfreundin auszuruhn, der ſie das Verſprechen eines Beſuchs, bey ihrer Durchreiſe, gegeben hatte. Dein Perſonale hat ſich' ja um zwey Kinder vermehrt, ſagte dieſe zu ihr. Sie erzählte ihr, wie ſie durch einen günſtigen Zufall zu den Kindern gekommen ſey. Die Generalin fand Liſetten allerliebſt, aber den Knaben viel zu

finſter. Ich glaube nicht, daß ſich der Knabe für deine Tochter paſſen wird, ſagte ſie zur Frau von Waldburg, als ſie mit ihr und der Gouvernante allein war. Die Gouvernante lächelte. Es war kein gutes Lächeln. Sie meinte, daß ſie der gnädgen Frau daſſelbe geſagt hätte. Ich will die Vertheidigung des Knaben keinesweges übernehmen, erwiederte die Frau von Waldburg; allein ich weiß es gewiß, daß ein liebes, edles Herz in ſeiner Bruſt ſchlägt. Die heitere Fröhlichkeit eines Kindes, das ſehen kann, von ihm zu fodern, wäre ungerecht. Der Grund, weshalb er ſo ſtille, ſo in ſich gekehrt iſt, liegt auch darin, daß er den Schmerz der Trennung von ſeinen Freunden und Lieben nicht beſiegen kann. Er hat eine Mutter und fünf Geſchwiſter verlaſſen, die er mit ſeiner Violine ernährte; und an dieſe ſollte er nicht denken und nicht traurig über den Abſchied von ihnen ſeyn? Kann er dafür, daß ſein Herz mit dieſer Liebe an ihnen hängt? Ach! wüßteſt du das alles von ihm, was ich weiß, du würdeſt ihn ſehr achten.

Am Abend wurde ein Concert gegeben, in dem auch gesungen wurde. Da Gottlob ein so großer Freund der Musik war, so glaubte die Frau von Waldburg ihm kein größeres Vergnügen machen zu können, als wenn sie ihn mit dahin nähme. Die Generalin wollte sie zurückhalten und äußerte dagegen: da du mich morgen schon wieder verlassen willst, so wäre es wohl unrecht, wenn du mir einige Stunden entziehen wolltest. — O! laß mich mit den Knaben dahin bringen bat die Frau von Waldburg, das arme Kind muß so viel entbehren, ich halte es für eine sehr heilige Pflicht, ihm wenigstens das Vergnügen zu verschaffen, was er genießen kann.

Gottlob, wir werden heute ein Concert hören, sagte sie zu ihm. Weißt du wohl, was das ist? — O! ja, sagte Gottlob mit erheiterter Mine, das weiß ich recht gut, der Herr Prediger hat es mir gesagt. Es ist eine vollständige Musik, an der mehrere geschickte Musiker theil nehmen und wo sich einer oder mehrere besonders hören lassen. — Ganz

recht. Haſt du ſchon ein Concert gehört? — In meinem Leben noch nicht; aber ich habe ſchon lange gewünſcht, eins zu hören. — Nun, dieſer Wunſch ſoll heute noch erfüllt werden.

Der Zufall wollte es, daß ſich an dem Abend juſt ein ſehr geſchickter Violinſpieler hören ließ. Die Harmonie aller Inſtrumente, die Kraft, mit der ſie wirkten, beſonders aber die ſanften, ſchmelzenden, vollen, anhaltend-ſchwingenden Töne der Violine, die Schnelligkeit, mit der ſie auf einander folgten, erzeugten in Gottlobs Seele ein Entzücken, das er noch nie gefühlt hatte. Er war ganz Ohr, ganz Empfindung. Seine Seele fühlte ſich bezaubert. Wie einzelne Minuten floſſen ihm zwey Stunden hin. So, glaubte er, müßte es dem Menſchen im Himmel ſeyn. Er vergaß in der Zeit ſelbſt ſein Dorf, ſeinen Trennungsſchmerz, alles, alles, was ihn ſonſt beſchäftigte. Mehreremal drückte er die Hände betend in einander und ſagte nur die einzelnen Worte zur Frau von Waldburg: das

iſt göttlich! . . . Himmliſch, unbeſchreiblich iſt's! . . .

Auf dem Rückwege war er der beredteſte Lobredner der Muſik, und verſicherte, daß er doch lieber blind ſeyn, als den Gebrauch des Gehörs verlieren wolle. Es ſey durchaus unmöglich, daß die Gegenſtände des Geſichts die Seele ſo entzücken könnten, als es die des Ohres thäten. Die Frau von Waldburg trat ſeiner Meinung bey.

Nun, mein lieber Gottlob, fragte ihn die Generalin, als er wieder in ihrem Hauſe angekommen war, wie hat dir denn das Concert gefallen? — Es fehlt mir an Worten, erwieberte er, ihnen meine Empfindungen zu beſchreiben. Die Töne umſchweben mich noch und erſcheinen mir, als ſchöne Engel. Im Himmel glaubte ich zu ſeyn. Was vermag der Menſch! Die Sprache der Muſik iſt die göttlichſte. Sie ſpricht unmittelbar zum Herzen. Wer ſollte es glauben, daß Saiten, auf ein todtes Holz geſpannt, ſolche Töne hervorbringen könnten!

Die Generalin erſtaunte über den blinden Knaben, als er in ſo gewählten Ausdrücken ſprach, die zugleich einen offnen Kopf und ein weiches Herz verriethen. Sie gewann ihn auf der Stelle lieb und nahm gern ihr voreiliges Urtheil über ihn wieder zurück.

Die Frau von Waldburg ſagte zu Gottlob: da dir das Concert ſo viel Freude gemacht hat, ſo gebe ich dir das Verſprechen, daß du jedesmal, wenn wir nach Berlin gehn, mit reiſen ſollſt. Muſik kannſt du hier alle Abende hören. Nun, wenn das iſt, erwiederte Gottlob mit frohem Herzen, ſo reiſe ich nun um ſo lieber mit ihnen und will mir auch alle mögliche Mühe geben, nicht mehr ſo traurig zu ſeyn.

Er bat ſich ſeine Violine aus, und war vor Freuden außer ſich, als es ihm nach einem kurzen Verſuche gelang, mehrere Melodien, die er gehört hatte, ſpielen zu können. Nun wünſchte ich mir, ſagte er, daß der Herr Prediger dies hö-

ren könnte; wie würde der ſich freun! — Wir freun uns ja auch, erwiederte die Frau von Waldburg. — Wenn ich wieder zu ihm komme, fuhr Gottlob fort, wird er ſich ſehr wundern, daß ich die neuen Stücke ſpielen kann. Welch ein ungeheures Gedächtniß müſſen die Leute haben, meinte er, daß ſie alle ſo lange Stücke ſpielen können, ohne einmal zu ſtocken! — Ja wohl, ein vorzügliches Gedächtniß.

Von den Noten ſchien er nichts zu wiſſen und die Frau von Waldburg war bemüht, ihm einen Begriff davon zu machen, indem ſie ihn fragte: weißt du wohl, was ein Buch iſt? — O! ja, ich hatte ſchon oft ein Buch in der Hand. Es beſteht aus vielen Blättern Papier, die mit ſchwarzen Schriftzeichen bedruckt ſind, welche die Gedanken eines Menſchen enthalten. Wer die einzelnen Buchſtaben, Sylben und Worte leſen kann und Verſtand hat, der kann die Gedanken verſtehn. Es iſt wunderbar. . . — Ganz recht, lieber Gottlob. Man kann die Gedanken, die in Worten aufs Papier gedruckt

sind, verstehn, ohne daß man sie laut liest. Die Noten bezeichnen die Töne, die man auf einem Instrumente greifen soll. Wer nun durch Uebung die Geschicklichkeit erlangt hat, die Noten, die aus einem Punkt und Strich bestehn und auf fünf Linien gesetzt sind, oft auch über und unter denselben stehn, fertig zu lesen und richtig zu greifen, von dem sagt man, er sey ein gelernter Spieler. — Ach! wenn ich nur sehn könnte, ich wollte das auch lernen. — Du hast ein gutes Gedächtniß; meine Albertine spielt das Clavier, die soll dir die Stücke so lange vorspielen, bis du sie kannst. — Das ist vortreflich! ... Aber wird sie dies auch gern thun? — Von Herzen gern... — Dann will ich für sie auch alles thun. — Das wirst du gewiß, wenn du sie erst näher kennen lernst. Ihr Lehrer kann die Violine auch spielen, und wenn es dir Vergnügen macht, so soll er dich unterrichten. — Ach! ja, ja...

Dies waren für Gottlob schöne Aussichten. Es gab kein besseres Mittel, ihn aufzuheitern, als das, daß er mit

Gewißheit voraussah, er werde es in der Kunst des Violinspielens weiter bringen. Er sprach den übrigen Theil des Abends viel und gewann aller Herzen, nur das der Gouvernante nicht, die ihm jeden Vorzug, jedes verdiente Lob beneidete.

Den folgenden Morgen reiste die Frau von Waldburg aus Berlin. Gottlob, sagte sie, heute ist's der letzte Tag, an dem ich von meiner Albertine noch getrennt bin! Wenn ich sie nur gesund wieder finde! Sie hatte ein fatales Schnupfenfieber, als ich abreiste! Wie wird sich das liebe Kind freuen, wenn es uns wieder reden hört! wenn sie uns umarmen und an ihr Herz drücken kann! Dich, guter Gottlob, wird sie, wie einen Bruder, lieben; denn du theilst ein Schicksal mit ihr und bist auch blind. — Wird sie mich denn nicht lieben? fragte Lisette. — Eben so herzlich, wie ihre Schwestern.

Gottlob konnte gar nicht aufhören, von dem schönen Concert zu reden. Es war ihm, als ob er die vollstimmige Musik noch hörte. Die Frau von Waldburg

sprach gern mit ihm darüber, weil sie fand, daß er immer heiterer wurde. Es ist doch gut, daß ich mitgereist bin, sagte er, so etwas hätte ich in meinem Dörfchen nie gehört. — Ich hoffe, sagte die Frau von Waldburg, du sollst noch vieles hören und erfahren, was dir besser, wie in deinem Dorfe gefällt; du mußt nur Geduld haben und dich nicht grämen.

Schon erblickten die Fräuleins in der Ferne das väterliche Schloß und zeigten es Lisetten. Kaum waren sie noch eine halbe Stunde von demselben, als ein Reuter im raschen Gallop die Straße hergesprengt kam. Als er sich mehr genaht hatte, erkannten die Fräuleins ihren Vater. Sie wollten aus dem Wagen springen, allein die Mutter hielt sie noch zurück. Wenn der Vater unsern Wagen erreicht hat, sagte sie, so steigen wir aus und ihr führt unsern Gottlob.

Willkommen! Willkommen! rief der Herr von Waldburg den lieben Reisenden entgegen und schwenkte den Hut. Die Frau von Waldburg flog aus dem Wagen,

er verließ das Pferd und alle umarmten sich nach einer so langen Trennung recht herzlich. Ihre erste Frage war: was macht Albertine? — Sie ist gesund, antwortete er. — Hat sie sich nach mir gesehnt? — Das kannst du dir wohl denken. — Die Sehnsucht hat ihr doch nicht geschadet? — Nein... Länger durftest du indeß nicht bleiben; denn alle meine Trostgründe sind erschöpft. — Das liebe, liebe Kind! Wie schmerzlich habe ich mich nach ihr gesehnt. . .

Das ist also der liebe Gottlob, fragte er sie, von dem du mir so viel Gutes geschrieben hast? — Ja, das ist er. Der Herr von Waldburg reichte ihm die Hand und sagte: sehn kannst du die väterliche Mine nicht, mit der ich dich empfange; aber erfahren sollst du's hier, wie gut und redlich ich's mit dir meine. Sey mir recht herzlich willkommen! Er gab ihm einen Kuß auf die Stirn und dieser so gütige, freundliche Empfang, rührte den Knaben bis in die Seele.

Aber, siehst du denn da die kleine Lisette nicht? Sie ist die Tochter eines edlen Predigers und will so lange bey uns bleiben, als es ihr gefällt, sagte die Frau von Waldburg. — Nun, auch willkommen, liebes Lisettchen! du brauchst keinen Fürsprecher; dein gutes Herz liegt auf deinem freundlichen Gesichte. Lisette war dreist genug, dem Herrn von Waldburg um den Hals zu fallen, ihn zu küssen, wie es seine beyden Töchter gethan hatten und sagte: die Mutter hat mir gesagt, (sie zeigte auf die Frau von Waldburg) ich soll sie Vater nennen, das will ich auch; aber sie müssen mich dagegen auch wie ihre Tochter behandeln. — Das werde ich von diesem Augenblick an, gutes Kind.

Als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, faßte die Frau von Waldburg ihren Gemahl schärfer ins Auge und fand, daß er mager geworden war und blaß aussah. Aengstlich fragte sie ihn: was hat dir gefehlt? Bist du krank gewesen? — Lächelnd erwiederte er: ich habe mich nach euch gesehnt, fühlte es lebhafter, als je, daß ihr mir zu meinem

Lebensglück unentbehrlich seyd; siehe, dies war meine ganze Krankheit. — Sonst nichts? — Noch etwas. . . — Und was denn noch, fragte die Frau von Waldburg mit ängstlicher Hastigkeit, was denn noch? O! laß mich nicht lange warten. — Albertine ist krank gewesen. — Albertine? Sehr krank? — Sehr krank. In einer Nacht glaubte ich sie zu verlieren. . . — Gott im Himmel, wäre ich doch nur nicht von euch gereist! Kinder, rief sie mit dem Ausdruck des Schmerzes ihren beyden Töchtern zu, die in einer kleinen Entfernung ihren Aeltern nachfolgten, und den blinden Gottlob führten, wir hätten unsere Albertine bald nicht wieder gesehn; sie ist tödlich krank gewesen. Unwillkührlich ließen sie die Arme Gottlobs fahren, flogen zu den Aeltern hin und fragten den Vater beyde zugleich: ist sie noch krank? — Sie leidet nur noch an der Schwäche ihrer überstandenen Krankheit, die Gefahr für ihr Leben, ist vorüber. Nur gut, daß ihr nicht hier waret, ihr hättet euch schrecklich geängstigt. — Lieber Mann, was mußt du ausgehalten haben, da du noch das Ansehn eines Kranken hast. —

Ja, ich habe sehr gelitten, mehrere Nächte gar nicht geschlafen. Gottlob, es ist überstanden und der Himmel hat mir ein großes Herzleid erspart. Nun, da ihr hier seyd, werde ich mich bald wieder erholen. — Sie lebt doch noch? — Ja, ja, sie lebt; nur glaube ich nicht, daß es ihr gut ist, wenn sie durch deine Ankunft überrascht wird; die Freude könnte ihr schädlich werden.

Er befahl dem Kutscher, daß er auf dem Vorhofe mit dem Wagen halten sollte und bat, daß sich die Angekommenen leise ins Schloß schleichen möchten. Sobald die Frau von Waldburg im Schlosse angekommen war, bat sie ihren Gemahl dringend, Albertinen sogleich auf ihre Ankunft vorzubereiten. Er that es mit der möglichsten Vorsicht; allein das Kind rief auf einmal aus: sprich nicht weiter, lieber Vater, meine Mutter ist da! Die Schwestern sind da! . . . Führe mich zu ihnen, daß ich sie umarme, wenn du nicht willst, daß ich vor Schmerz sterben soll. . .

Albertine, ſo bat ſie der Vater, überlaß dich um Gotteswillen nicht einer Freude ohne Maaß und Ziel; tödtlich kann ſie für dich werden und du betrübſt dann mich und deine Mutter ſchmerzlich. . . — Ich will, ich muß zu ihr, und wenn ich. . . Jetzt trat die Mutter ins Zimmer. Wer iſt das? fragte Albertine. Ach! ſie iſt's! ſie iſt's! Sie lag jetzt der Mutter in den Armen und war ihrer Sinne kaum mächtig. Die Röthe von ihren Wangen war verſchwunden; ſie hatte ein blaſſes Anſehn; das Herz flog ihr; ſie ſeufzte hoch auf.

Liebe Mutter, rief ſie aus, als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, du hätteſt mich bald nicht wieder geſehn, ich bin ſehr krank geweſen. Du mußt nie wieder von mir reiſen, wenn du willſt, daß ich geſund bleiben ſoll. —

Die Mutter hielt ſie in ihren Armen, drückte ſie an ihr Herz, bedeckte ſie mit Küſſen und ſagte: nein, nein, meine gute Albertine, mein liebes Kind, ich werde auch nie wieder von dir reiſen. . .

Ich ſehe nun wohl, daß ich dir unentbehrlich bin. — Meine Schweſtern ſind doch auch da? Sind ſie geſund? — Ja, ſie ſind da und geſund. Willſt du ſie ſprechen? — Ich habe keinen größern Wunſch. — Ich werde ſie dir holen; beruhige dich nur, damit du nicht wieder krank wirſt. — Ich denke, die Freude ſoll mich wieder ganz geſund machen.

Die Mutter wollte gehn; aber Albertine ſagte bittend zu dem Vater: lieber Vater, ich dächte, du führteſt die Schweſtern zu mir. Ich habe ja die Mutter ſo lange entbehren müſſen, und kann mich keinen Augenblick von ihr trennen.

Der Herr von Waldburg rief im Gehn ſeiner Gemahlin zu, daß ſie einen Augenblick zu ihm kommen möchte. Leiſe ſagte er ihr ins Ohr: ſprich ja von Gottlob kein Wort; es iſt alles mögliche, wenn ſie die Freude, die heute auf ſie einſtürmt, ohne Nachtheil für ihre Geſundheit aushält. . . . Nach einigen Minuten erſchienen auch die Schweſtern auf Alberti-

nens Zimmer, und sahn mit dem innigsten Bedauern, wie sehr die Krankheit ihren Körper angegriffen hatte. Sie umarmten sie, wie sich Schwestern umarmen, die einander zärtlich lieben. Auch sie waren unterrichtet, so wenig Lisettens, als Gottlobs mit einer Sylbe zu gedenken.

Leopoldine, die das Vergnügen ihrer Schwester an der Musik kannte, hatte in Hamburg ihr sämmtlich erspartes Taschengeld verwandt, um ihr eine Drehorgel von vorzüglichem Werthe zu kaufen und sagte nach einer Weile zu ihr: liebe Albertine, ich habe dir auch etwas mitgebracht, worüber du dich recht freuen wirst. — Nun, was denn? fragte sie neugierig. — Eine Drehorgel. — Ach! einen kleinen Kasten mit Pfeifen, in dem eine Walze ist, die man durch eine Winde herumdreht? Wo ist sie? — Ich werde sie dir sogleich holen.

Spielend kam Leopoldine mit der Orgel ins Zimmer und überraschte ihre Schwester mit dem angenehmen Geschenk.

Es verflossen einige Tage und sie wußte von Lisetten und Gottlob noch nichts. Lisette hatte die liebenswürdige Blinde einigemal gesehen und es kostete ihrem Herzen viel Ueberwindung, nicht auf sie zuzugehen und sie zu umarmen. Dem Hofmeister wurde die nähere Aufsicht über Gottlob anvertraut und seine vermehrte Arbeit sollte durch eine Gehaltszulage belohnt werden. Aber der uneigennützige, edle Mann erwiederte: menschenfreundliche Handlungen verlieren ihren Werth, wenn sie durch eine andere Belohnung, als die, die uns unser Herz giebt, bezahlt werden. Die Unterhaltungen mit dem lieben Gottlob, machen mir unaussprechliches Vergnügen. Es ist in ihm eine herrliche Seele, und ein Vorrath von Kenntnissen, die ich keinem Blinden von seinen Jahren zugetraut hätte. Er muß einen fürtreflichen Lehrer gehabt haben. Was ließe sich aus diesem Knaben bilden, wenn er sehen könnte! Ich unterrichte ihn, er zeigt die rühmlichste Lernbegierde und ich lerne viel von ihm.

Der Herr von Waldburg dankte dem Lehrer für seine uneigennützige Güte, und gelobte sichs feyerlich, ihn zu seiner Zeit zu belohnen, ohne daß er's damals denken konnte, daß ihm die Gelegenheit so nah lag, sich seiner Schuld zu entledigen. Gottlob äußerte mehreremal, daß er das blinde Fräulein reden zu hören wünsche, daß er mit demselben sprechen möchte; aber man beruhigte ihn immer mit dem Bescheid, daß sie von ihrer Krankheit noch nicht ganz wieder hergestellt sey.

Es waren etwa acht Tage verstrichen, als Albertine sagte: ich habe eine fremde Stimme gehört, sie redete eine mir unbekannte Sprache, die hier nicht üblich ist, wer ist das? Die Frau von Waldburg erzählte nun, durch welchen Zufall sie mit dem Prediger Messow bekannt geworden sey und wie sich Lisette entschlossen habe, mitzureisen. — Ach! wo ist sie, rief Albertine aus, ich will ihr die Hand drücken, ihr die Backen streicheln, wo ist sie? Lisette erschien, umarmte Albertinen und der Bund der Liebe und Freundschaft war geschlossen. Wie meine Schwester

will ich dich lieben, ſagte Liſette. — Kannſt du ſehn? fragte Albertine. — Ja das kann ich. — Ich kann es nicht. Bedaurſt du mich auch? — Von ganzem Herzen. — Haſt du ſchon ein Kind geſehn, das blind war? — O! ja. — Wo denn? — In unſerm Dorfe. — Wenn du das doch mitgebracht hätteſt. — Es iſt ja hier! — — Hier? Hier? . . . Unmöglich. . .

Liſette hatte das Geheimniß nun einmal verrathen und die Frau von Waldburg redete nun zu Albertinen alſo: es war ja ſo lange ſchon dein ſehnlichſter Wunſch, ein blindes Kind bey dir zu haben, und der iſt auf eine Art erfüllt, worüber du dich freuen wirſt. . . — Ach! Mutter, ich bin ganz Freude! Wo iſt's? Wie heißt's? Iſt's ein Knabe, oder ein Mädchen? — Ein Knabe. — Deſto beſſer, daß ich nun auch einen Bruder habe. Wie alt iſt er? — Vierzehn Jahr. — Für mich iſt er wohl zu alt und ich mag ihm zu jung ſeyn; es wird ihm kein Vergnügen mehr machen, mit mir zu ſprechen und zu ſpielen. — Wäre er auch

zwanzig Jahr alt, es würde ihm Vergnügen machen, zu deiner Unterhaltung beyzutragen. — So gut ist er? — Ein Kind von dem besten Herzen.

Die Frau von Waldburg erzählte ihr nun mit möglichster Kürze die Hauptzüge aus dem Leben Gottlobs und versprach ihr, daß sie in wenigen Stunden mit dem Knaben reden sollte. — Warum nicht jetzt? jetzt gleich? fragte sie. — Liebe Albertine, du mußt erst ruhiger werden, eh ich dir diese Freude machen kann; überdies habe ich auch meine guten Gründe, weshalb. . . — Nun, liebe Mutter, ich verlange nichts, was mir deine Güte nicht willig giebt. Forderungen kann und werde ich nie an dich machen.

Nach einer Stunde mußten die Schwestern Albertinen bitten, daß sie Liſetten, die sie noch nicht gehört hatte, auf dem Fortepiano ein Lied vorspielen und dazu singen möchte. Spielen will ich recht gern, sagte sie, aber singen kann ich nicht, da meine Stimme noch sehr matt klingt.

Sie wurde auf das Zimmer geführt, wo das Fortepiano ſtand.

Es war der Plan der Frau von Waldburg, daß Gottlobs erſte Bekanntſchaft mit Albertinen, in der Art gemacht werden ſollte, daß er ſie auf dem Fortepiano ſpielen und dazu ſingen hören ſollte. Da er der größte Freund der Muſik war, ſo glaubte ſie, ihm ihre Tochter nicht beſſer empfehlen zu können, als durch ſüße, melodiſche Töne. Sie wußte es im voraus, daß ſein Herz ſicher nicht ungerührt blieben daß Liebe die herrſchende Empfindung ſeyn werde, die er für die kleine Spielerin empfinden würde. Auf dieſem Wege wurden ſie einander näh gebracht und hatten zugleich auch Stoff zur Unterhaltung. Menſchen, die ſich bisher unbekannt waren und Augen haben, mit denen ſie einander ſehen können, lernen ſich weit leichter lieben, als Blinde. Die freundliche Mine, die das Wort begleitet, dringt bis zu unſerer Seele, iſt oft beredter, als die Töne der Stimme ſelbſt ſind, zieht uns zu dem hin, wo wir Güte und Wohlwollen auf dem Geſichte entdecken; ſo wie uns die

durch innere Leidenschaften verzerrte Gebehrde warnt und zurückschreckt. Die Sehenden haben einander auch tausend Dinge mehr zu sagen, da sich die Unterhaltung der Blinden oft nur auf eine kleine Anzahl von Gegenständen beschränkt. Welch einen Reichthum von Ideen verdanken wir also dem Sinne des Sehens, die dem Blinden alle abgehn und die er nur aus Erzählungen kennt.

Gottlob mußte versprechen, als er in das Zimmer geführt wurde, wo das Fortepiano stand, daß er keinen Laut von sich geben, sondern blos hören wolle. Alle waren in der Stube versammelt, als die Blinde hineingeführt wurde, sich ans Fortepiano setzte und in selbst erfundenen Melodien das Vorspiel anfing. Nachdem sie ein Weilchen gespielt hatte, fragte sie Lisetten: nun, wie gefällt dir das Instrument? Ist der Ton nicht wunderschön? Es gehört mir ganz allein. — Das Fortepiano ist fürtreflich; aber die Spielerin gefällt mir noch mehr antwortete Jene.

Ohne daß Albertine auf dieſe Artigkeit etwas erwiederte, ſtimmte ſie den Choral an: Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut ꝛc. und ſang dazu. Sie hatte das Inſtrument gedämpft, damit es ihre ſchwache, ſanfte, ſilberreine Stimme nicht übertönte. Sie ſpielte herrlich und ſang, wie ein Engel.

Dieſer Choral, der den blinden Gottlob an jene Zeit erinnerte, wo in dem Dorfe ſein Geſundheitsfeſt gefeyert wurde, rührte das Innerſte ſeiner Seele. Er zweifelte keinen Augenblick, daß Albertine es ſey, welche ſang und ſpielte. Die Stimme klang ihm ſo kindlich und war ihm unbekannt. Sein ganzes Herz flog ihr entgegen; er war hoch entzückt. Als ſie den Geſang und das Spiel mit dem zweyten Vers endigte, konnte er ſich nicht länger halten und rief aus: das iſt göttlich, herrlich, Albertinchen! . . . Du biſt Gottlob, rief ſie ihm entgegen! Biſt du's, lieber Gottlob? Rede noch einmal. Raſch ſtand ſie vom Stuhl auf, vergaß, daß ſie nicht ſehen konnte und wollte zu ihm hineilen. Er antwortete: ja, ich bin Gottlob.

Der Hofmeiſter, der ihm zur Seite ſaß, faßte ihn am Arm und führte ihn Albertinen entgegen. Die Mutter nahm ihre Hand und legte ſie in Gottlobs Hand. Er drückte ſie herzlich. Sie fiel ihm um den Hals und ſagte mit der lebhafteſten Freude: wie einen Bruder will ich dich lieben, liebe mich wie deine Schweſter. So iſt nun mein liebſter Wunſch erreicht! Dank euch, liebe Aeltern!

Gottlob, der ſich die acht Tage hindurch auf dem Schloſſe ſo glücklich gefühlt hatte, den ein blindes Kind mit ſo vielem Wohlwollen umarmt hielt, das ihm in rührenden Ausdrücken Schweſterliebe gelobte, war ſo hingeriſſen, daß er ausrief: guter Gott, du thuſt mehr an mir, als ich von dir bitten kann, um mich für die Leiden der Blindheit zu entſchädigen! Wie ſoll ich dir danken! In Albertinchen giebſt du mir eine Schweſter und wie ein Bruder will ich ſie lieben! Ach! wie gern will ich bey dir ſeyn, gutes Kind und ſo lange mit dir ſprechen, als dir's gefällt. Wir können uns unſere Noth klagen, aber unſeres Glücks wollen

wir uns auch freun! Wie schön spielst und singst du! — Ich spiele die Violine und singe dazu, aber nicht so schön, als du. — O! lieber Gottlob, thue mir den Gefallen und spiele und singe einmal. — Das will ich gern; aber es wird dir nicht so viel Vergnügen machen, als ich empfand, als du spieltest und sangst. — O! gewiß, gewiß!

Gottlobs Violine wurde geholt. Der Herr von Waldburg bat Albertinen, daß sie den Choral noch einmal auf dem Fortepiano wiederholen möchte und Gottlob sollte mit seiner Violine dazu spielen. Es geschah. Da spielten und sangen nun die beyden blinden Kinder, denen der edelste Sinn des Menschen fehlte, das Lob und die Ehre des Höchsten. Ach! möchten wir ihn alle, wenn auch uns ein Leiden drückt, loben und preisen, denn er meint es immer gut mit uns.

Diese Scene rührte alle, die im Zimmer zugegen waren, bis zu Thränen. Als der Gesang geendigt war, sagte Albertine: an Unterhaltung soll es uns nicht

fehlen. Haben wir mit einander gesprochen, so setze ich mich an das Fortepiano, du spielst die Violine dazu, wir singen. Ich lerne deine Lieder und Gesänge, du die meinen und so, glaube ich, werden wir recht glücklich seyn.

An dem edlen Hofmeister hatten sie einen gemeinschaftlichen Lehrer, der mit kluger, einsichtsvoller Prüfung, die zweckmäßigsten Gegenstände des Unterrichts wählte, die sich für sie paßten. Sie machten in kurzer Zeit rühmliche Fortschritte und unterhielten sich oft stundenlang über das Erlernte. Gottlob erzählte Albertinen stückweise seine Lebensgeschichte, die sie mit unglaublichem Wohlgefallen anhörte, die ihr noch mehr Liebe gegen das arme blinde Kind einflößte. Sie gewöhnten sich in kurzer Zeit so an einander, daß selten ein halber Tag verfloß, wo sie nicht auf kürzere oder längere Weile mit einander sprachen. Sie konnten keine Freude genießen, an der sie nicht gemeinschaftlichen Antheil nahmen. Kurz, es herrschte unter den Kindern die schönste Uebereinstimmung der Seelen und Herzen;

Besonders ließ sich's der Lehrer angelegen seyn, dem Knaben alle die Arien und größern Stücke einzuüben, die Albertine auf dem Fortepiano spielte und hatte dabey besonders Gelegenheit, sein herrliches Gedächtniß zu bewundern. Er faßte eine Melodie leicht, vergaß sie nicht und spielte mit einer eben so vorzüglichen Fertigkeit, als Reinheit. Die Aeltern fanden nach einiger Zeit, daß Albertine, seit sie mit Gottlob im Umgange lebte, an Geistesmunterkeit und froher Laune sehr gewonnen hatte. Man that aber auch alles, um Gottlob aufzuheitern, wenn ihm heimische Gedanken einfielen und er mit sehnsuchtsvoller Liebe an sein Dorf zurückdachte.

Die Frau von Waldburg hatte einige Tage nach ihrer Ankunft, einen Brief an Lisettens Vater geschrieben, und ihm gemeldet, daß die beyden Kinder gesund und wohl angekommen wären. Sie sandte ihm zwanzig Friedrichsd'or mit der Bitte zu, Gottlobs Familie zu unterstützen. Sie bat ihn um eine baldige Antwort, weil die Kinder sehnlich Nachricht von ihren

entfernten Freunden zu erhalten wünschten. Es kam ein Brief an, und in demselben auch ein Brief von dem Prediger an Gottlob. Lisette las ihm denselben vor; seine Freude war sehr groß, als er erfuhr, daß seine Mutter und Geschwister gesund wären, daß es ihnen an nichts fehle, weil ihnen die Frau von Waldburg wieder eine Unterstützung an Gelde zugeschickt habe. Der Dank, den Gottlob der edlen Dame für ihre Güte zollte, war so herzlich, als wohlgemeint.

Gottlob war mit der Gesellschaft öfter in dem Garten und lernte nach einiger Zeit alle Gänge in demselben so genau kennen, daß er oft allein, nur von seinem lieben Jolie begleitet, in demselben spatzieren ging und sich über den Gesang der Vögel, die in den belaubten Wipfeln ihr Lied sangen, innig freute. Er wußte es, daß hier für sein Leben keine Gefahr war. Das größte Uebel, was ihm begegnen konnte, war, daß er sich vielleicht an einen Baum stieß; und auch dagegen wußte er sich durch einen Stock zu sichern, den er immer vor sich her, bald rechts, bald links, in der Luft

herum bewegte. Albertine sah's nicht gern, wenn er allein fortging; da sie aber wußte, wie viel Vergnügen es ihm machte, in den Garten zu gehen und sie überdies gehört hatte, daß diese Bewegung seiner Gesundheit wohlthätig sey, verlor sie kein Wort, um ihn zurückzuhalten. Er stellte seine Spatziergänge gewöhnlich dann an, wenn sich die Hitze des Tages abgekühlt hatte und der Abend sich nahte.

Oft war Albertine mit ihm allein. Eines Abends, als Gottlob gehen wollte, dachte sie ihn zu begleiten. Er hatte nichts dagegen, faßte sie bey der Hand, und führte sie in den Garten. In Gesellschaft Gottlobs zu gehen und zwar ohne Führer, das war für sie ein neues Vergnügen. Nachdem sie unter kindlichen Gesprächen etwa eine halbe Stunde auf- und niedergegangen waren, erinnerte er an die Rückkehr; allein Albertine äusserte, daß sie noch Lust hätte in dem Garten zu bleiben und gern gab Gottlob nach.

Die Gouvernante, deren feindseliges und bösartiges Herz sich mit Gottlob

durchaus nicht aussöhnen konnte, hatte sich vorgenommen, ihn in irgend eine Verlegenheit zu setzen, ohne jedoch seiner Gesundheit und seinem Leben schaden zu wollen. Sie gab einem unbedachtsamen, leichtsinnigen Knaben ein Stück Geld und befahl ihm, im Garten aufzupassen, und, wenn er des Abends den blinden Gottlob in demselben gewahr würde, ihm zu sagen, daß er in einem unrechten Wege sey und daß er ihn wieder nach dem Schlosse zurückführen wolle. Unter diesem Vorwande solle er ihn in einen ihm unbekannten Gang bringen, ihn da stehen lassen und davon laufen; sie werde ihm dann zu Hülfe kommen, wenn sie sich den Scherz mit ihm erlaubt hätte. Der Knabe, ein Sohn des Gärtners, mußte ihr Verschwiegenheit geloben und versprach ihren Wunsch zu erfüllen.

Die Gouvernante war mit den beyden andern Fräuleins beschäftigt und bekümmerte sich um Albertinen und Gottlob nicht.

Mitten in einer Allee hörte Gottlob die Fußtritte eines Menschen. Sein klei-

ner Hund fing auch an zu bellen. Er glaubte, es sey der Lehrer, der ihn aufsuche, weil er über die gewöhnliche Zeit ausgeblieben war, machte sich im Innern schon Vorwürfe, daß er, ohne die Erlaubniß der Mutter, Albertinen mitgenommen hatte und war auf einen gütigen Verweis gefaßt, den er auch verdient zu haben glaubte. Als sich der Kommende nahte, merkte Gottlob wohl, daß es sein Lehrer nicht war und rief: wer da! — Wo willst du mit dem Fräulein hin? fragte ihn eine unbekannte Knabenstimme. — Nach dem Schlosse zurück, antwortete er. — Je weiter du gehst, destomehr entfernst du dich davon, sagte der lügenhafte Knabe.

Gottlob wollte dem Knaben nicht glauben; als dieser aber seine Aussage betheuerte, folgte er ihm willig, da er sich ihm zum Führer anbot. Gottlob setzte in die Menschen kein Mißtrauen, denn er war noch nicht von ihnen getäuscht und betrogen worden, und nahm das Anerbieten mit Dank an. Er dachte auch, daß er sich diesmal wohl geirrt haben

könne, da er immer mit Albertinen gesprochen und nicht auf den Weg geachtet hatte.

Sind wir denn noch nicht vor dem Schlosse? fragte er seinen Führer, nachdem er einige tausend Schritte mit ihm gegangen war. Albertine sprach kein Wort; sie fühlte ihr Herz beklemmt und war besorgt, daß sich die Mutter ihretwegen ängstigen möchte. — Bald, bald, antwortete der Gärtnersohn auf Gottlobs Frage. Er führte die Kinder in ein Gebüsch und als diese nicht weiter gehen wollten, ließ er sie stehen und lief davon. Sein Geld hatte der Bube verdient, aber auch eine böse That begangen, zu der er sich des Gewinnstes wegen verführen ließ und für die er bestraft wurde.

Gottlob sah es nur zu gut ein, daß ihn eine böse Hand in die Irre geführt hatte und rief dem Knaben nach: versündige dich an uns armen Kindern nicht! Der liebe Gott wird dich dafür bestrafen! Führe uns doch wieder auf den rechten Weg! Aber der Knabe war fort, hörte

nicht mehr darauf und keine Bitte vermogte ſein Herz zu erweichen.

Albertine war troſtlos. Ach! ſagte ſie, wie wird ſich die Mutter ängſtigen! Es iſt nur gut, daß ich mit gegangen bin, ſonſt wärſt du, armer Gottlob, ganz allein! Was wollen wir anfangen! Wir werden die Nacht hier bleiben müſſen! — Hätte ich dich nur nicht mitgenommen, klagte Gottlob; deine guten Aeltern werden es mir nie vergeben! — Biſt du doch nicht ſchuld daran, ſuchte ſie ihn zu tröſten, hat uns doch ein böſer Knabe irregeführt. . .

Gottlob verſuchte es, den Weg wieder zu finden, gerieth mit Albertinen aber immer tiefer ins Gebüſch.

Die Mutter glaubte, nachdem ſie einen langen Brief geſchrieben hatte, wobey ſie ſich vielleicht eine Stunde verweilt haben konnte, die Kinder auf der Stube zu finden; ſie waren nicht da. Sie ging auf das Zimmer der Gouvernante und fand ſie auch hier nicht. Nun machte

ſie Lärm im Schloſſe. Die Kinder ſchienen verſchwunden zu ſeyn. Alle waren höchſt beſorgt und dachten ſich tauſend Gefahren, in denen die Unglücklichen ſeyn könnten. Am Ende des Gartens war ein kleiner See mit einem ſteilen Ufer; man fürchtete, daß ſie gar dahinein geſtürzt ſeyn könnten. Es war ein lautes Wimmern und Wehklagen.

Jetzt ſchon wurde die Gouvernante in ihrem Innern für den unbeſonnenen Streich, den ſie, von Neid getrieben, dem armen Gottlob geſpielt hatte, ſehr hart beſtraft. Der Schmerz der Mutter, das Wehklagen der Schweſtern, die Verzweiflung des Vaters, das ſchreckhafte Verſtummen des Lehrers, wovon ſie die einzige Urſache war, erſchütterte ihr Herz. Wäre man durch das Unglück, was man fürchtete, nicht zu zerſtreut geweſen, man hätte ihr das böſe Gewiſſen auf der Stirn leſen können. Sie hatte nicht ſo viel Muth, ſich als die Anſtifterinn des allgemeinen Leidens anzuklagen, ſo oft ſie auch im Begriff war, es zu thun. Immer

dachte ſie, daß die Kinder leicht wieder gefunden werden würden.

Alle Menſchen, die im Schloſſe waren, eilten nach dem Garten hin, um zu ſuchen. Der ganze Garten ertönte von den Nahmen: Albertine! Gottlob!

Die Kinder hörten das Rufen. Albertine fühlte eine geheime Freude, die Nacht nicht unter freyem Himmel bleiben zu dürfen, was ſie gefürchtet hatte, und daß der Schmerz der Aeltern und Schweſtern bald in Wonne und Entzücken verwandelt werden würde. Aber Gottlob zitterte an Händen und Füßen, da er einen derben Verweis befürchtete, weil er dachte, daß man ihn wenigſtens im Anfange für den Stifter alle der Noth halten werde.

Hier! Hier! rief er aus allen Kräften, als er ſeinen Namen nennen hörte. Der kleine Jolie ſtand im Wege und diente der Frau von Waldburg zum Anzeiger, wo ſie die Kinder finden ſollte. Er ſprang ihr entgegen. Ihr Herz ſchlug hoch empor. Sie fragte das Thier in der Angſt: wo

iſt Gottlob? Jolie bellte und ſprang an ihr in die Höhe. Es gelang ihr, die Kinder in dem Gebüſche zu finden; Arm im Arm ſaßen ſie auf der Erde.

Aber, um Gottes willen, ſagte ſie voll Entzücken und Schmerz, wer hat euch hieher geführt? Wie habt ihr uns geängſtigt! Gottlob .... Albertine ließ ſie nicht ausſprechen, weil ſie beſorgte, die Mutter möchte ihn kränken und einen Vorwurf gegen ihn ausſtoßen, der ſie ſelbſt gereute, wenn ſie hinter die Wahrheit käme; ſie fiel ihr ins Wort und ſagte: Gottlob iſt unſchuldig! mache ihm ja keinen Kummer; ein böſer, ſchadenfroher Knabe hat uns hierher geführt ... — Arme, liebe Kinder, ſagte die Mutter, von dem zärtlichſten Mitleiden erweicht, wie unglücklich mögt ihr geweſen ſeyn! Sie umarmte beyde Kinder und führte ſie aus dem Gebüſche. Sie ſind da! rief ſie, ſo laut ſie konnte, ſie ſind da! Nach und nach verſammelten ſich die in allen Gegenden des Gartens zerſtreuten Suchenden um die blinden Kinder, umarmten und küßten ſie. Die Freude ließ keinen an ei-

nen Verweis denken. Der Herr von Waldburg warnte nur: Kinder, entfernt euch nie wieder allein; ihr könntet ja ſonſt Schaden nehmen, und wie höchſt unglücklich würdet ihr uns dann machen! Gottlob, bedenke deine arme Mutter! Würde ſie nicht vor Schmerz ſterben, wenn ſie erführe, daß du durch deine Schuld ums Leben gekommen wärſt? Die Kinder wurden wie im Triumphe nach dem Schloſſe zurückgeführt.

Die Gouvernante äuſſerte gegen den Herrn von Waldburg, er möchte es dem blinden Knaben ja ernſtlich verbieten, Albertinen je wieder mit nach dem Garten zu nehmen; er allein ſey die Urſache des ganzen Schrecks. Dieſer Rath floß aus der böſen Abſicht, ihm zu ſchaden. Der Herr von Waldburg erwiederte: Gottlob hat mir bereits verſprochen, mit Albertinen nie wieder allein in den Garten zu gehen und gewiß wird er Wort halten. Sie war ruhig und freute ſich, in Hoffnung, daß das böſe Geheimniß nie an den Tag kommen würde, was die, die Böſes thun, gemeiniglich befürchten. Aber es

wurden schon am Abend die erforderlichen Verabredungen getroffen, dem Thäter auf die Spur zu kommen und — es gelang.

Albertine blieb ständhaft die Vertheidigerinn ihres Gottlobs, bewies seine Unschuld und behauptete durchaus, daß ein muthwilliger Knabe sie vom Schlosse entfernt habe. — Würdest du ihn wohl an seiner Stimme wieder erkennen? fragte sie die Mutter. — O, gewiß! gewiß! — Du auch Gottlob? fragte ihn die Frau von Waldburg. Gottlob zögerte ein Weilchen mit der Antwort und erwiederte dann: ich weiß es nicht. Sind wir doch wieder gefunden, ist uns doch kein Unfall begegnet; warum soll ein Kind, das aus Unverstand gefehlt hat, unsertwegen leiden! Der Knabe hat uns ja auch einen großen Dienst erwiesen, und uns die Warnung gegeben, nie wieder allein zu gehen. — So liebevoll und menschenfreundlich du auch gegen den Knaben denkst, der sich an euch vergangen hat, sagte der Herr von Waldburg, so muß er dennoch bestraft werden. Wenn er auch aus Unverstand fehlte

so liegt doch gewiß auch in der That der Beweis eines bösen Herzens. Ein gutmüthiges Kind hätte euch, wenn ihr ihn verloren hattet, auf den rechten Weg geleitet, anstatt euch in's Gebüsch zu führen. Wenn ihm dies Vergehen so ungestraft hingeht, wird er im Argen bestärkt, fügt vielleicht einem andern ein Leid zu und das haben wir dann mitverschuldet. Man muß die Menschen lieben, und wenn sie aus Schwachheit fehlen, ihnen verzeihen; aber wenn sie durch Warnungen, Drohungen und Strafen gebessert werden können, dann muß man diese Mittel zu ihrer Wohlfahrt mit Weisheit und Güte anwenden.

Albertine hatte sich so geängstiget, daß sie die ganze Nacht nicht schlafen konnte. Oft, wenn sie leise eingeschlummert war, schrie sie auf einmal schreckhaft auf: Mutter! Mutter! wir sind verirrt, hilf uns! komm, komm! . . . Die Mutter beruhigte sie dann, gab ihr die Hand, da ihr Bett neben dem Bette Albertinens stand und sagte tröstend: ermuntere dich, liebes Kind, ich bin ja bey dir!

Am Morgen mußten ſich alle Knaben, die auf dem Schloſſe wohnten, verſammeln, weil man den Schuldigen zu entdecken hoffte. Nur die Gouvernante war nicht zugegen, die ein kleines Uebelbefinden vorgab. Kein Menſch ahndete die Urſache, die ſie zurückhielt. Sie konnte kaum die Angſt, die ſie quälte, verbergen. Sie hatte nicht die geringſte Entſchuldigung, weshalb ſie den Gärtnerjungen ſo mißbrauchte und fürchtete die peinigendſte Schaam, wenn das Geheimniß an den Tag käme.

Es wurde einer nach dem Andern von den Knaben vorgelaſſen, an jeden einige Fragen gerichtet, die er beantworten mußte; allein es wurde keiner als der Thäter erkannt. Leopoldine ging zur Gouvernante, um zu ſehen, wie ſie ſich befände, und meldete ihr zugleich, daß es unmöglich ſey, den böſen Buben zu entdecken, der, voll Schadenfreude, die Kinder irre geführt habe und daß er nicht an der Stimme zu erkennen wäre. Dieſe frohe Nachricht machte der Gouvernante Muth, und da ſie beſorgte, verdächtig zu

werden, wenn sie nicht in das Versammlungszimmer, wohin sie ebenfalls eingeladen war, käme, folgte sie Leopoldinen nach. Als sie in die Thüre trat, sah sie just den Gärtnerjungen im Zimmer stehn, an den die Reihe des Gefragtwerdens gekommen war. Die Frau von Waldburg legte ihm eine Frage vor und kaum hatte er das erste Wort gesprochen, als Albertine ausrief: das ist er! das ist er! — Ist er das? fragte die Frau von Waldburg den blinden Gottlob. Sprich ja die Wahrheit. Der Mensch, der sie durch sein Zeugniß noch mehr bestätigen kann und es nicht thut, der sündigt? — Hast du uns nicht von dem Wege abgeführt? fragte ihn Gottlob, als ob er seiner Sache recht gewiß seyn und keinen Unschuldigen beleidigen wollte. — Nein, antwortete der Knabe mit zitternder Stimme, das habe ich nicht gethan. — Junge, redete ihn der Herr von Waldburg mit drehender Mine an, lüge nicht; deine Stimme, dein Gesicht verräth dich! Warum wirst du denn so roth?

Während dies alles vorging, konnte sich die Gouvernante nicht mehr auf den

Füßen halten, die schrecklichste Last drückte sie zu Boden; sie hatte sich niedergesetzt und war einer Ohnmacht nahe. In diesen angstvollen Augenblicken wünschte sie sich den Tod, um das Urtheil nicht zu hören, das, wie sie fürchtete, im Kurzen über sie ergehen mußte. Vor ihrem innern Richter konnte sie sich nicht rechtfertigen. Unglücklicher kann sich der Verbrecher nicht fühlen, wenn er sein Todesurtheil erfährt, als sie.

Der Knabe verstummte, sah einigemal nach der Gouvernante in der Hoffnung hin, daß diese seine Vertheidigung übernehmen werde. Die Angst seiner Seele lähmte ihm fast die Zunge. Als der Herr von Waldburg zuletzt ihn durch den Gerichtsdiener peitschen zu lassen drohte, wenn er nicht bekennen und ferner hartnäckig läugnen würde, da stammelte er die Worte: die Mamsell da — er zeigte auf die Gouvernante hin — hat mich verführt. Sie gab mir acht Groschen, wenn ich den blinden Gottlob . . . Weiter konnte er nicht reden.

Aller Blicke richteten sich mit Staunen, Entsetzen und Widerwillen auf die Unwürdige, auf deren Stirn alle Züge der bittersten Schaam geschrieben standen. Mamsell, was höre ich, sagte der Herr von Waldburg, ist's möglich? ... Leugnen konnte sie nicht; sie schwieg und schlug die Augen zur Erde nieder. Junge, sagte der Herr von Waldburg, lerne: daß man sich des Gewinstes wegen, nie zu einer bösen That verleiten lassen darf. Wenn du Besserung gelobst, so verzeihe ich deiner unwissenden Jugend den Antheil, den du an einem strafbaren Vergehn nahmst. Kinder, entfernt euch und laßt mich mit eurer Mutter und der Mamsell allein hier, fuhr er fort; ihr dürft nicht Zeugen von Worten seyn, zu denen mich ein böser Vorfall zwingt, die ich ungern ausspreche. Sein Befehl wurde sogleich erfüllt.

Daß ich ihnen meine Kinder ferner nicht mehr anvertrauen kann, redete er die Gouvernante an, das werden sie von selbst einsehen. Sie müssen sich ihr Urtheil selber sprechen. Ihre Achtung im Hause haben sie verscherzt. Morgen trennen

wir uns von einander. Damit sie in keine Verlegenheit kommen, zahle ich ihnen das halbe Jahrgehalt voraus....

Sie wandte sich an die Frau von Waldburg und bat sie flehentlich, ihr den Schimpf nicht zu machen und sie zu verstoßen. — Es soll kein Mensch die Ursache erfahren, erwiederte diese voll Mitleid, weshalb sie von uns gekommen sind; allein ich kann meinen Mann nicht umstimmen. Ich traue ihnen auch keine boshafte Absicht zu; zur Ehre der menschlichen Natur und ihres Herzens, will ich die That nur für einen unüberlegten Scherz halten; allein sie sehen, welche Folgen eine unerlaubte Handlung hat und haben kann. Daß sie den armen Gottlob nicht leiden konnten, wußte ich schon längst; die Ursache, warum? mag ich nicht wissen. Gewöhnen sie sich zu edlern Gesinnungen. Uebrigens muß es bey dem Worte meines Mannes bleiben: sie reisen morgen ab. Keine Bitte kann mich erweichen, selbst die Thränen meiner Kinder sollen mich diesmal nicht bewegen, die Verbindung mit ihnen fortzusetzen.

Schweigend und in Thränen gebadet, ging die Gouvernante nach ihrem Zimmer. Die Fräuleins weinten; denn sie glaubten an der Mamsell eine Freundin zu verlieren, an der sie mit ganzer Seele hingen. Aber die Mutter sagte: sie kann nicht länger bey uns bleiben; der Vater hat einmal den Ausspruch gethan, daß sie uns verlassen soll und er nimmt sein Wort nicht wieder zurück. Eine Erzieherin muß ein unbeflecktes Herz haben, wenn sie ihr heiliges Geschäft mit Würde und Nutzen verwalten will. Unterwerft euch dem Willen der Aeltern, und wenn sie euch auch hart scheinen, glaubt gewiß, daß sie gerecht sind.

Wirklich war der Abschied der Gouvernante von den Fräuleins schmerzhaft, die ihr längst das verübte Unrecht verziehn hatten und nur des Guten gedachten, was sie ihr verdankten. So soll und muß ein Kind auch denken. Es soll jedem Fehlenden ein Herz voll Liebe öffnen, und die Ahndung des Unrechts den Erwachsenen überlassen. Die Gouvernante konnte sich von den Kindern gar nicht los-

reißen. Die Frau von Waldburg mußte sich entfernen, weil sie die schmerzhafte Scene nicht länger ertragen konnte.

Es ereignete sich kurz nach dieser Begebenheit ein Vorfall, der dem Herrn von Waldburg in vieler Hinsicht höchst schmerzhaft war, ihm zu gleicher Zeit aber auch die Freude gewährte, den verdienstvollen Hoffmeister, mit dem er wie ein vertrauter Freund umging, dem er den größten Dank schuldig zu seyn glaubte, auf eine Art zu belohnen, wie es dieser nur wünschen konnte.

Noch mit keiner Sylbe habe ich des Predigers erwähnt, der ebenfalls im Dorfe wohnte. Es war ein einsichtsvoller, kluger und aufgeklärter Mann. Ihm war von dem Herrn von Waldburg der Unterricht der Fräuleins in der Religion anvertraut. Er war der Freund des Hauses, verdiente es zu seyn und wurde allgemein geachtet und geliebt. Der gute Mann hatte in der Welt viele traurige Erfahrungen gemacht, manche Unfälle erlitten, dadurch viele Tugenden erworben,

sich viele Kenntnisse gesammelt, von denen in keinem Buche eine Sylbe steht. Es starben ihm in einem Jahre drey erwachsene, hoffnungsvolle Söhne und vor etwa einem Jahre, mußte er auch seiner treuen, lieben Gattin in die Gruft sehn. Er hatte noch drey Töchter. Die älteste hieß Henriette, ein sanftes, unschuldiges, liebenswürdiges Mädchen von achtzehn Jahren. Sie war die Wirthin des Hauses, und pflegte ihren kränkelnden Vater mit kindlicher Liebe und ausharrender Geduld. Der Schlaf war ihr nicht zu süß, keine Freude so angenehm, die sie nicht gern dem guten Vater aufgeopfert hätte. Bey ihren beyden jüngern Schwestern, vertrat sie die Stelle einer Pflegemutter und diese liebten sie mit der ganzen Zärtlichkeit eines kindlichen Herzens. Sie wurde in der ganzen Gegend geliebt und geachtet. Mehreremal hatte sie Gelegenheit sich vortheilhaft zu verheyrathen; allein sie that es nicht, weil sie einsah, wie unentbehrlich sie ihrer Familie war.

Henriette war der Liebling der Frau von Waldburg, die ihr durch manches er-

wünschte Geschenk ihre mütterliche Zuneigung zu erkennen gab. Oft fragte sie diese edle Frau um Rath. Diese rieth ihr immer das Beste, und pünktlich befolgte sie die gutgemeinten Lehren. Der Lehrer in dem Hause des Herrn von Waldburg, liebte sie im Stillen mit der tugendhaften Zuneigung eines edlen Herzens und hatte den festen Vorsatz, sich, wenn es die Umstände so fügten, nie mit einer andern, als Henrietten zu vermählen, wenn ihre Hand noch frey sey.

Eines Sonntags, als der Prediger vor dem Altar stand und den Seegen über die Gemeine aussprach, wandelte ihn auf einmal eine so starke Ohnmacht an, daß er auf die Kniee niedersank, sich mit dem Rücken an den Altar lehnte, indem sein Kopf auf die rechte Schulter sank. Die Hände hatte er betend zusammengedrückt. Er schloß die Augen auf immer für diese Welt.

Die Gemeindeglieder eilten ihm zu Hülfe, waren vor Schreck und Schmerz außer sich; aller menschliche Beystand war

aber fruchtlos. Man konnte den Körper nicht wieder aufrichten, alle Glieder waren erschlafft. Wilhelmine, die zweyte Tochter des Predigers, ein Kind von eilf Jahren, war just in der Kirche, als dieser unerwartete Todesfall erfolgte; sie schrie laut, fiel ihrem Vater um den Hals, bat und flehte, aber — er erwachte nicht wieder.

Der Hauslehrer des Herrn von Waldburg, der Zeuge dieser Schmerzensscene war, ließ den Prediger mit aller möglichen Behutsamkeit nach dem Pfarrhause tragen. Wer beschreibt Henriettens Schreck, als sie Leute durch den Thorweg kommen sah, die ihren Vater trugen, der leblos zu seyn schien und ihre Schwester mit der ganzen Heftigkeit eines von Jammer zerrissenen Herzens weinen hörte. Gesund verließ er sie, drückte ihr, wie gewöhnlich, noch die Hand, als er in die Kirche ging, und tod sah sie ihn wieder.

Als der entseelte Körper auf das Bett hingelegt wurde, fiel Henriette über ihn her, küßte seine kalte Wange und rief immer: Vater! Vater! Ach! Gott!

Erbarme dich! Gieb mir meinen Vater wieder!

Der Hofmeister beorderte sogleich zwey reitende Eilboten nach der Stadt, um einen Arzt holen zu lassen. Er ließ ihm während dessen von dem Bader des Dorfs eine Ader schlagen; allein der Prediger blieb todt. Der Arzt kam, und erklärte, daß alle Bemühungen, dem Ohnmächtigen Beystand zu leisten, vergebens wären.

Die Frau von Waldburg drückte die trostlose Henriette an ihr Herz und sagte mit wehmuthsvollem Herzen und bethränten Augen: weine nur, mein liebes Kind, ich weine mit dir! du hast einen guten Vater, und ich habe einen edlen Freund verloren! Ich will nun deine Mutter seyn und werde diesen heiligen Beruf mit zärtlicher Treue erfüllen. Sey nicht trostlos, liebe Henriette; du bist zwar nun eine Waise, aber darum kein verlassenes Kind! So lange ich lebe, sollst du keine Noth leiden! — Schweigend umarmte Henriette

ihre edle Freundin und ihre beyderseitigen Thränen vermischten sich.

Die wohlthätige Zeit lindert zuletzt den größten Schmerz und verwandelt ihn in süße Wehmuth. Die drey Predigertöchter mußten aufs Schloß ziehen, und eben nun hatte die Frau von Waldburg täglich Gelegenheit, die Herzensgüte, den Fleiß, die Ordnungsliebe Henriettens zu beobachten.

Nach Verlauf eines halben Jahrs, wurde die Stelle wieder besetzt und der uns rühmlichst bekannte Hauslehrer erhielt sie von dem Herrn von Waldburg unter der Bedingung: daß er fortgesetzt den Unterricht Albertinens und Gottlobs besorgen möchte und dagegen sein volles Gehalt als Lehrer behalten sollte. Der junge Mann machte sich dazu gern anheischig, bat jedoch dringend, ihm das Gehalt ferner nicht auszuzahlen, weil er ja von der Einnahme seiner Stelle hinlänglich leben könne.

Eines Tages gestand er der Frau von Waldburg seine Liebe zu Henrietten, und bat sie, sich gütigst zu unterrichten, ob das Mädchen wohl nicht abgeneigt sey, ihm ihre Hand zu reichen. Sein Wunsch wurde erfüllt. Auf dem Schlosse feyerte man die Hochzeit. Er nahm auch die beyden jüngern Schwestern zu sich und behandelte sie mit brüderlicher Güte. Das aber konnte er der Frau von Waldburg nicht verwehren, daß sie für die Bekleidung seiner Frau und der beyden Schwestern reichlich sorgte. So unentbehrlich sie den beyden blinden Kindern sind, sagte sie einst zu ihm, als er sich über ihre grosse Güte beklagte, so würden sie uns zwingen, von ihren Bemühungen keinen fernern Gebrauch zu machen, wenn sie's nicht erlaubten, die kleinen Geschenke auszutheilen. Wohlthaten annehmen, ohne dafür dankbar seyn zu dürfen, ist die größte Pein. Was sie verdient haben, das lohnt ihnen keine Welt.

Die Gemeine war mit ihrem neuen Prediger vollkommen zufrieden. Er unterrichtete die Kinder ununterbrochen und

mit musterhafter Pünktlichkeit, lebte häuslich glücklich und seine freundschaftlichen Verhältnisse mit der Familie des Herrn von Waldburg waren und blieben die schönsten.

Der fürtrefliche Mann war unablässig bemüht, dafür zu sorgen, daß sich die blinden Kinder gegenseitig nicht lästig wurden und sich einander interessant blieben. Gottlob lernte das Fortepiano und Albertine die Violine spielen und beyde beeiferten sich, einander im Lernen zu übertreffen.

Ein Briefwechsel besonderer Art fand unter ihnen statt. Zwar eigneten sich die Briefe, die sie einander zusandten, durchaus nicht für's Verschicken auf der Post; aber ihnen machte dieser schriftliche Austausch der Gedanken und Empfindungen, außerordentliches Vergnügen. Ihr Lehrer kaufte nemlich jedem von ihnen einen sogenannten Schriftkasten, der in so viele Fächer getheilt ist, als es Buchstaben im A. B. C. giebt. Diese Fächer waren mit dem nöthigen Vorrath von Lettern

angefüllt. Durch das Gefühl, indem sie die aus Bley und Metall gegossenen, auf der obern Seite hervorstehenden Buchstaben betasteten und sie wiederholentlich berührten, und nachdem der Lehrer ihnen den Nahmen jedes Buchstaben genannt hatte, drückten sie sich die ganze Form desselben ins Gedächtniß. Zuerst mußten sie die Selbstlauter und Doppellauter, dann die Mitlauter lernen. Nun fing er an, einzelne Sylben zusammen zusetzen, die sie leicht aussprechen konnten, da sie im Buchstabiren aus dem Kopfe genugsam geübt waren.

Endlich kamen sie so weit, daß sie das Fach nie verfehlten, in dem der Buchstabe lag, der zu dem Worte, was sie zusammensetzen wollten, erforderlich war. Sie konnten in dem Rahm, oder in der Form, wie ein Setzer, ihre Gedanken, ohne mit einander zu reden und bey einander zu seyn, sich mittheilen. Wenn die Briefe auf diese Art gesetzt waren, so bedienten sie sich zum Lesen derselben der Finger und brachten es endlich in dieser Kunst zu einer bewundernswürdigen Fertigkeit.

Um ihnen eine groſse Mühe zu erſparen, machte ſich immer eine von den Schweſtern das Vergnügen, die in der Form aus Lettern zuſammengeſetzten Worte, wieder auseinander zu nehmen und die Lettern in die beſtimmten Fächer zu legen.

Da dieſer Briefwechſel offen geführt wurde und doch nicht jeder den Inhalt der zuſammengeſetzten Buchſtaben wiſſen ſollte, wählten die blinden Kinder die verſchwiegene Liſette zu ihrer Briefträgerin. Dieſe verzieh es ihrer Neugierde, wenn ſie unterwegs die Briefe durchlas. Ob ſie gleich den Neid nicht kannte und ſich über die gegenſeitige Liebe der Kinder herzlich freute, ſo konnte ſie doch den Wunſch nicht unterdrücken: daſs Gottlob ihr eben ſo gut ſeyn möchte, als er ſeine Liebe mit Worten gegen Albertinen äuſserte. Es that ihrem Herzen weh, daſs Gottlob, der mit ihr aus einem Dorfe war, mit dem ſie aufwuchs, den ſie, wie einen Bruder achtete, ſie weniger, als Albertinen, zu lieben ſchien.

Mit den Lettern, auf denen erhabene Zahlen waren, konnten die blinden Kinder selbst schwierige Rechnungsexempel auflösen. Da sie nun die Form der Buchstaben und Zahlen kannten, gab ihnen der Lehrer die erforderliche Anweisung, sie fürs erste mit Kreide auf eine Tafel, dann aber mit Feder und Tinte aufs Papier zu schreiben. Auch in dieser Kunst machten sie bedeutende Fortschritte.

Der Lehrer las ihnen ganze Bücher vor, erklärte ihnen die schweren Stellen, machte sie mit den Schönheiten bekannt, die sie enthielten und bildete auf diese Weise den Verstand und das Herz seiner Zöglinge.

Die ganze Gegend bewunderte die beyden blinden Kinder und wer den mühsamen Unterricht, durch den sie so viel gelernt hatten, gehörig zu schätzen wußte, der verließ das Schloß nie, ohne die innigste Hochachtung für den Lehrer derselben zu empfinden.

Mehr als ein Jahr war bereits verflossen und Gottlob erinnerte nun die Frau von Waldburg an ihr Versprechen, ihn mehrere Tage nach seiner Heimath zu bringen, nach der er sich, mitten im Genuß so vieler Freuden, schmerzlich sehnte. Mit ganzer Seele hing er an dem lieben Dörfchen und wurde nie müde, von dem Grabe seines Vaters, seiner Familie, dem Prediger, dem Geber seiner Violine, den guten Menschen, die er da kannte und von seinem Plätzchen beym Schlagbaum, zu reden. Besonders wenn er mit Lisetten allein war, erweiterte sich sein ganzes Herz bey der süßen Erinnerung vergangener Zeiten.

Die Frau von Waldburg bestimmte den Termin, wo er mit Lisetten und in Begleitung seines Lehrers, die gewünschte Reise antreten sollte. Den ganzen Tag dacht er daran, daß er seine Lieben nun bald alle umarmen würde. Selbst in der Nacht, wenn ihn die Freude nicht schlafen ließ, hielt er lange Gespräche mit ihnen. Am meisten freute es ihn, das Lob des Predigers zu hören, Beweise

seiner Liebe und seines Beyfalls über seine gemachten Fortschritte zu erhalten.

Als Albertine von der Reise hörte, sandte sie der Mutter folgenden, aus Letztern zusammengesetzten Brief zu:

Liebe Mutter!

Du weißt ja, wie ich unsern Gottlob liebe. Wenn er fortreist und lange wegbleibt, werde ich mich um ihn grämen und das ist mir nicht gut. Ich bitte dich, reise mit; und da du gesagt hast, daß du mich nie wieder allein lassen willst, so nimm auch mich mit. Du schlägst deiner Albertine die Bitte nicht ab. Nicht wahr, du erfüllst sie?

Albertine.

Nachdem die Frau von Waldburg mit ihrem Gemahl, über den Inhalt des Briefs gesprochen hatte, wurde der Entschluß gefaßt, die Bitte zu gewähren. Wie freute sich das Kind über die frohe, mündliche Nachricht, die die Mutter ihr selbst überbrachte! Gottlob, der bey seinem Lehrer war, mußte geholt werden,

damit sie ihre Freude mit ihm theilen konnte. So bin ich nun doch gewiß, sagte sie, daß du wieder mitkömmst; denn ich kann es dir nicht verdenken, daß es dir in deinem Dorfe und bey deiner Mutter besser gefällt, als hier. — Nein Albertinchen, erwiederte Gottlob, dafür, daß ich nicht wieder komme, darfst du nicht bange seyn. Das wäre ja die größte Undankbarkeit, wenn ich zurück bliebe. Du bist mir sehr lieb, ob du's mir gleich nicht verargen kannst, daß ich meine arme Mutter über alles in der Welt liebe. Sie ist ja meine Mutter! Denke nur, wie du deine Mutter liebst! Besser muß es mir hier allerdings gefallen; die Freuden, der Unterricht, die Güte, die ich hier genieße, bietet mir anderswo kein Mensch an. — Deine Mutter zieht vielleicht mit deinen Geschwistern auch zu uns und dann wirst du doch ganz glücklich seyn? Soll ich der Mutter das sagen? — Nein, nein, Albertinchen, die menschliche Güte hat ihre Grenzen und wer von ihr zu viel fodern kann, ist ihrer unwerth. Wenn du mich liebst und mich nicht schaamroth machen willst, so thue es ja

nicht und sprich davon. — Warum denn nicht? Ist es denn für ein Kind eine Schande, wenn es seine Mutter immer um sich zu haben wünscht? — Keineswegs. Ich kann aber so kaum Worte finden, um meinen Herzensdank deinen guten Aeltern zu sagen, die mich pflegen und nähren, für meine Familie sorgen; was sollte ich dann thun? Nein, wer von der wohlthuenden Menschenliebe immer mehr fordert, als sie schon giebt, der erniedrigt sich zu dem gemeinen, unzufriedenen Bettler, der eine zweyte Gabe fordern kann, wenn er eben die erste erhalten hat. — Du machst meiner Mutter eine große Freude, wenn du... — Kurz und gut, du sagst deiner Mutter nichts davon, sonst muß ich in meinem Dorfe bleiben und reise nicht wieder mit dir. — Ist das dein Ernst? — Ja. — So leicht kannst du dich von mir trennen? Ich könnte es nicht! wie ich dich liebe, liebst du mich also doch nicht.

Albertine wurde traurig und nur Gottlobs Versicherung, daß er so lange bey ihr bleiben wolle, als sie's wünschte

und ihre Aeltern es wollten, konnte sie beruhigen.

Die Reise bis zu dem Dorfe, wo der für Gottlob ewig denkwürdige Schlagbaum war, wurde von der Frau von Waldburg, ihren drey Töchtern, Lisetten und Gottlob angetreten und glücklich zurückgelegt. Albertine war heiterer, als je. Die Frau von Waldburg war jetzt die beneidenswertheste Mutter. Gottlob, sagte sie zu dem Knaben, jetzt sind wir bey dem Schlagbaum. Schweigend nahm er seinen Hut ab. — Warum nimmst du deinen Hut ab, fragte sie ihn. — Ach! sagte Gottlob mit bewegter Stimme, nichts erinnert mich mehr an die versorgende Güte Gottes, als dieses Plätzchen. Hier war es, wo sich der Segen des Himmels auf mich ergoß! Hier erhielt ich alle die milden Gaben, wodurch eine arme Familie ernährt wurde! Hier sahen sie mich zuerst und . . . ach! ich kann's nicht aussprechen! Wer kann die Stelle vergessen, wo einem so viel Gutes widerfuhr! Bliebe ich hier, so sollten meine jüngern Brüder an dem Orte einen Altar errichten

und ich wollte alle Morgen und Abende vor demſelben niederknieen, danken und anbeten . . . Seine Rührung war ſo groß, daß er nicht weiter ſprechen konnte. Die Frau von Waldburg trocknete ſich die Thränen und Albertine ſagte: Gottlob, reiche mir deine Hand her, daß ich ſie drücke . . .

Die Frau von Waldburg ließ in der Mitte des Dorfs den Wagen halten, nahm Albertinen bey der Hand, hob ſie aus dem Wagen. Liſette und Leopoldine führten Gottlob und ſo gingen ſie in aller Stille, in der Abenddämmerung unbemerkt, nach dem Pfarrhauſe. Liſette wollte mit ihrem freudetrunkenen Herzen, das laut in ihrer Bruſt ſchlug, vorausfliegen, um ſobald als möglich das Theuerſte, was ſie auf Erden hatte, zu umarmen; aber die Worte der Frau von Waldburg: daß du mir den lieben Gottlob ja nicht los läßt, hielten ſie zurück.

Gottlob hatte ſeine Violine mit auf die Reiſe genommen, weil er wußte, daß im Dorfe keine war, und er dem Prediger

eine Freude machen und ihm die erlernten Stücke vorspielen wollte. Lisette mußte ihn unterm Arm fassen, als sie in die Hofpforte traten. Die Frau von Waldburg bat ihn, voraus zu gehen und zu spielen. Kaum hatte er zehn Striche mit dem Bogen gethan, als Groß und Klein aus dem Pfarrhause gestürzt kam und vor Entzücken laut rief: das ist Gottlob! Gottlob ist's! Ach! Lisette! Lisette! Kinder, wo kommt ihr her? seyd ihr allein? — Nein, rief die Frau von Waldburg hinter der Thür der Hofpforte, indem sie hervortrat, die Kinder sind nicht allein, die Mutter ist bey ihnen!

Es waren herrliche Augenblicke, wo edle, weichherzige Menschen, der Liebe, der Freundschaft, dem Wohlwollen sich ganz hingegeben fühlten. Mein Gott, sagte die Predigerfrau, als der erste Rausch des Entzückens vorüber war, wie groß und wie hübsch bist du geworden! Lisette, ich hätte dich nicht wieder erkannt! — Was noch mehr werth ist, als das, was die Natur thut, fiel ihr die Frau von Waldburg ins Wort, ist, daß

sie so fromm und gut blieb, als ich sie aus ihren Händen empfing und, wenn ich's zu sagen wagen darf, daß sie noch besser geworden ist und recht viel gelernt hat. Sehen sie da meine fünf Kinder, die mich alle Mutter nennen, und Gott weiß es, wie sehr ich bemüht bin, mich dieses Nahmens werth zu machen.

Sie schwieg und alle Kinder umarmten sie. Sehen sie da, fuhr sie fort, das ist meine kleine Albertine, Muttertöchterchen, die sich nie von mir trennen will. — Der Prediger ergriff die Hand des Kindes, drückte sie herzlich und sagte: nun, liebes Albertinchen, wir haben einander gewiß sehr viel zu erzählen und die Zeit soll ihnen hier nicht lang werden. — Herr Prediger, bat sie, warum nennen sie mich nicht: du? Die Mutter nennt Lisetten auch nicht sie. . . . — Nun, liebes Kind, wenn du's so haben willst, nenne ich dich gerne, du. . . .

Gottlob war von allem, was bisher gesprochen wurde, ein stummer Zeuge gewesen. Die Frau von Waldburg, die

mit Willen kein Kind beleidigte, fürchtete schon, daß er sich betrüben möchte, wenn man so wenig auf ihn achtete und sagte: nun, haben sie denn meinen Gottlob noch nicht gesehen? — Bin ich denn nicht auch gewachsen? — fragte dieser mit seelenfroher Mine. — Das bist du, lieber Junge, antwortete ihm der Prediger, und recht groß geworden. Ach! wie viel Zeit würde dazu gehören, wenn ich ihnen alle die Stücke, die ich gelernt habe, vorspielen sollte. Wie geht's meiner Mutter? Ist sie mit meinen Geschwistern noch gesund? — Deiner Familie fehlts an nichts mehr, seit sich die Frau von Waldburg ihrer angenommen hat. . . — Mein Herz will's, daß ich noch hier bleibe, aber die kindliche Sehnsucht zieht mich zur Mutter hin. Fort muß ich, und kann's hier nicht länger aushalten.

Die Frau von Waldburg nahm den blinden Gottlob bey der Hand, führte ihn zu seiner Mutter und der Prediger, so ungern er sich von seiner Lisette auch trennte, begleitete sie. Die gute Frau war vor Freude ganz außer sich, als sie

ihren Sohn und seine Wohlthäterin erblickte; sie wußte nicht, wen sie in dem ersten Augenblicke zuerst umarmen sollte, Mutterliebe und Dankbarkeit hatten sich in ihr Herz getheilt; aber die Mutterliebe siegte. Sie drückte ihren Gottlob, laut vor Freude weinend, an ihre Brust. Die jüngern Kinder weinten mit, als sie ihren Bruder sahen, den sie nur als den kannten, durch welchen Gott ihnen so viel Gutes zufließen ließ. Täglich, wenn sie beteten, gedachten sie ja seiner, so wie sie die Frau von Waldburg immer mit ins Gebet schlossen. Von Gott flehten sie um seine Gesundheit und sein Leben.

Nun, sagte die Frau von Waldburg zu der Mutter, wird sie mir ihren Gottlob wohl wieder mitgeben? — Alle meine Kinder, sagte sie höchstgerührt, indem ihr die Thränen über die Wangen rollten; denn ich sehe wohl, sie sind bey ihnen besser aufgehoben, als bey mir. — Nun, so ziehe sie mit uns. . . — Nein, das kann ich nicht. In der Fremde kenne ich keinen Menschen und kann nicht. . . — So bleibe sie hier, erziehe sie ihre Kinder

zur Gottesfurcht und zu guten Menſchen; ſo lange ich und Gottlob lebe, iſt für ſie geſorgt. Die Frau von Waldburg wollte gehen und fragte Gottlob: gehſt du mit nach dem Pfarrhauſe, oder bleibſt du hier? — Am liebſten bleibe ich bey meiner Mutter, da ich weiß, daß mir's die Frau von Waldburg gewiß nicht übel nehmen wird, wenn ich der Stimme meines Herzens folge.

Als die Frau von Waldburg mit dem Prediger zurück kam, ſaß Albertine am Clavier, ſpielte und ſang. Auf die Bitte der Mutter ſpielte ſie ein Adagio. Die Manier des Vortrags entzückte ihn und er konnte ſeine Verwunderung und ſein Erſtaunen gar nicht bergen. . . . Mich loben alle Leute, ſagte ſie zum Prediger, der ihr das gerechte Lob widerfahren ließ; ich weiß aber auch, warum. . . . Es wird ſo manches ſehende Kind nicht gelobt, wenn es auch beſſer ſpielt, als ich. Meiner Blindheit alſo verdanke ich den allgemeinen Beyfall. — Nein fiel ihr der Prediger ins Wort, du ſpielſt für dein Alter allerliebſt, und wenn du ſo fort-

fährst, kannst du's noch zu einer großen Fertigkeit bringen.

Die lieben Gäste blieben nur drey Tage in dem Pfarrhause. Der Prediger trug mit seiner Gattin nicht das mindeste Bedenken, Lisetten wieder mitreisen zu lassen.

Es war ein wohlgemeinter Scherz, jedoch von der Mutter sehr getadelt, den sich Leopoldine, als sie mit Gottlob nach dem Schlagbaum ging, unterwegs gegen ihn erlaubte. Weißt du wohl Gottlob, sagte sie in weinerlichem Tone zu ihm, daß du hier bleibst? — Was, fragte Gottlob höchst verwundert: ohne mich wollt ihr fortreisen? Ich soll hier bleiben? die Mutter hat mir doch nichts davon gesagt! Albertine giebt's gewiß nicht zu. Wie soll ich denn zu meinem lieben Jolie wieder kommen. Leopoldinchen, du scherzest wohl? — Nein, nein, Gottlob, ich scherze nicht; ich will dich nur vorbereiten. Noth sollst du deshalb nicht leiden, du wirst alle Jahre von der Mutter reichlich beschenkt werden. —

Meinst du, daß ich dann von ihr noch Geschenke annähme, wenn sie mich hier zurückließe? das thäte ich nicht. Besser, als je, würde ich mir nun mein Brod mit der Violine verdienen können; aber das ist es auch nicht, was mich so traurig macht. . . — Und was ist es denn? — daß ich von euch allen und von Albertinchen losgerissen werde und euch im Leben vielleicht nicht wieder seh. So unbegreiflich es mir war, daß mich deine Mutter mitnahm, so sehr verwundert es mich, daß sie mich zurück läßt. Du scheinst dich nicht zu betrüben, daß ich hier bleiben muß. — Was soll ich denn thun? — Das weißt du nicht? Die Mutter bitten, daß ich bey euch bleiben darf. Doch, das thue nicht. . . Wenn sie sich von mir trennen kann, so muß auch ich es. . . .

Gottlob weinte, er konnte nicht weiter reden, wollte nicht mit nach dem Pfarrhause hingehn. Erst dann, als Leopoldine, vom Mitleid gerührt ihm sagte, daß sie nur gescherzt hätte, ließ er sich dazu bewegen. Die Frau von Waldburg

bemerkte auf den ersten Blick seine Traurigkeit und fragte, was ihm fehle. Nichts, liebe Mutter, antwortete er.

Es wäre ihm leicht gewesen, eine Unwahrheit zu sagen, um sie zu beruhigen; aber das konnte er nicht. Hätte er ihr Leopoldinens Scherz erzählt, so wußte er nur zu gewiß, daß er ihr einen harten Verweis zuzog, und dies hätte seinem Herzen weh gethan. — Du bist ja mit Gottlob gekommen, sagte die Frau von Waldburg zu ihrer Tochter, und mußt es also wohl wissen, warum er so niedergeschlagen ist. . . Leopoldine erzählte den Scherz. Mit misbilligender Mine sagte die Mutter zu ihr: kann dir das Vergnügen machen, was einen andern betrübt? Scherze, die einen andern kränken, sind, unerlaubt und Versündigungen an der Menschenliebe. Du wirst dadurch zuletzt bey Gottlob den Glauben verlieren, er wird dich für schadenfroh halten müssen und sich von dir entfernen. Das einmal verlorne Zutraun bey andern, ersetzt sich so leicht nicht wieder. Und du, mein guter Sohn, nimm hin den zärtlichen

Kuß einer Mutter, die dir nie unnöthigen Kummer machen wird. Deine Traurigkeit iſt mir ein gar herrlicher Beweis, daß du dich unter uns glücklich fühlſt. Es ſoll gewiß auch nie eine Zeit eintreten, wo dich's gereuete, die ſchönſten Jahre deines Lebens, unter meiner mütterlichen Aufſicht zurückgelegt zu haben. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit benutzen, um deinen Glauben an meine Liebe, immer mehr zu begründen.

Die kurze Zeit, daß Gottlob in ſeinem Geburtsorte war, hatte er ſehr viel zu thun, um alle Forderungen ſeines guten und dankbaren Herzens zu erfüllen. In Geſellſchaft Albertinens, von Liſetten begleitet, beſuchte er mehreremal das Grab ſeines Vaters, weinte, ſpielte und ſang auf demſelben. Der heilige Ort, der die Gebeine eines Mannes enthielt, deſſen Andenken er kindlich ehrte, den er nächſt Gott am meiſten liebte, war ihm durch die Entfernung von demſelben nur wichtiger und theurer geworden. Wie viel würde er nicht darum gegeben haben, wenn es ihm möglich geweſen wäre, dies

Erbfleckchen nach ſeinem jetzigen Aufenthaltsorte hinzuverſetzen!

Der brave Landmann, der ihm die ſchöne Violine gekauft, in deſſen Hauſe er die treue Pflege genoſſen hatte, wurde von ihm oft beſucht. Er ſpielte und ſang ihm die ſchönſten Arien vor, die er gelernt hatte, kurz, that alles, um ihm ſeine Dankbarkeit zu erkennen zu geben. Man bat ihn dringend, im Dorfe zu bleiben; aber Gottlob erwiederte dagegen, daß er ſein Glück nicht verſchlagen und ſich von einer Familie trennen könne, die ihm täglich noch Wohlthaten erweiſe.

Die goldene Zeit, in der Gottlob und Liſette, ungetrübt die Freuden des Wiederſehens genoſſen, verfloß nur zu ſchnell und es war der Frau von Waldburg nicht möglich, noch einen Tag länger zu bleiben, da ſie verabredetermaßen in Berlin von ihrem Gemahl erwartet wurde. Wäre ſie länger geblieben, ſo konnte er leicht auf den Gedanken gerathen, daß ihr unterwegs ein Unglück zugeſtoßen ſey, und ſie liebte ihn viel zu ſehr, als daß ſie ihm

dieſe Angſt hätte machen können. Beym Abſchied mußte der Prediger und ſeine Gattin verſprechen, noch in dieſem Sommer ihre Liſette zu beſuchen. Wenn denn meine gute Mutter kein Plätzchen auf dem Wagen finden? fragte Gottlob ſchmerzhaft; ich habe auch ein kindliches Herz, das ſich ſehr betrüben würde, wenn ſie nicht mitkäme. . . — Guter Junge, fiel ihm die Frau von Waldburg ins Wort, ja, du haſt ein gutes, kindliches Herz, zeigſt es bey jeder Gelegenheit und ich gebe dir das Verſprechen, daß dein Wunſch erfüllt werden ſoll. Können denn deine jüngern Geſchwiſter wohl vierzehn Tage ohne die Mutter leben? — Nein, ſagte Gottlob, das können ſie freylich nicht. Auch mag ich keine Freude genießen, die meinen jüngern Geſchwiſtern ſchädlich werden könnte.

Das Bittere des Abſchieds wurde durch die ſüße Hoffnung des Wiederſehens ſehr gemildert. Sonderbar war es, daß ſich die gute Liſette gar nicht aus den Armen der Mutter losreißen konnte und daß ihr die Trennung von derſelben weit

schwerer wurde, als von dem Vater. Sie schien es zu ahnen, daß sie die Gute, die zärtlich Geliebte, hienieden nicht wieder sehn sollte. Bald darauf starb sie. Durch den Verlust einer so guten Mutter, ging ihr eine schöne Freude des Lebens verloren und durch ihn wurde sie plötzlich aus einer Lage gerissen, in der sie sich so wohl fühlte. Der Todesfall enthielt für sie die wichtige Lehre: daß der Mensch unverschuldete und unabänderliche Leiden, mit Ruhe, Gelassenheit und Vertrauen auf die Vorsehung, ertragen muß.

Albertine hatte sich, da ihre Gesundheit sehr schwächlich war, in der kühlen Morgenluft eine Erkältung zugezogen. Sie klagte über Frösteln und Kopfschmerz. Die Frau von Waldburg war für sie immer besorgter, wenn sie eine kleine Kränklichkeit anwandelte, als wenn den andern Kindern etwas fehlte. Oft fragte sie: wie ist dir, Albertinchen? — Immer noch Kopfschmerzen und Frieren?

Sie befahl dem Kutscher, rasch zu fahren, um Berlin desto eher zu erreichen.

Hier wollte ſie ſogleich einen Arzt kommen laſſen, der den Krankheitszuſtand Albertinens unterſuchen und derſelben den erforderlichen Beyſtand leiſten ſollte.

Es war ſchon ſpät, als ſie in Berlin, bey ihrer Freundin, der Generalin ankam; indeß ließ ſie ſich deshalb nicht abhalten, ſogleich nach einem Arzt zu ſchicken. Dem Arzt fiel es auf, in dem Zimmer zwey blinde Kinder zu finden. Er verordnete die nöthige Arzney, beruhigte die beſorgte Mutter und fragte die Generalin, die ihn bis an die Treppe begleitete: ob beyde Kinder der Frau von Waldburg gehörten, ob ſie blind gebohren wären, oder ſpäter das Geſicht verloren hätten? Sie gab ihm den nöthigen Beſcheid und ſagte: die Tochter der Frau von Waldburg büßte ihre Augen durch die Pocken ein; wie aber der Knabe, der ihr nicht angehört, um ſein Geſicht kam, das weiß ich nicht. — Man müßte einmal eine Unterſuchung mit ihm anſtellen; vielleicht daß es möglich wäre ihm zu helfen, äußerte der Arzt und empfahl ſich.

Nachdem die Kinder zu Bette gegangen waren, und die Generalin mit ihrer Freundin allein war, fiel ihr ein, was der Arzt gesagt hatte. Die Frau von Waldburg erwiederte: es ist doch höchst sonderbar, daß uns ein Zufall auf den Gedanken bringen muß: ob dem Gottlob nicht durch eine Operation zu helfen sey! Wir, mein Mann so wenig, als ich, haben noch nicht daran gedacht. Mit Freuden würden wir die Kosten für seine Heilung tragen, wenn nur der arme Junge zu seinem Gesicht käme! Indessen müßte wohl Albertine darauf vorbereitet werden. — Wie so Albertine? — Sie verlöhre ja ihren Leidensgefährten, der bisher ein Schicksal mit ihr theilte und würde es schmerzhafter, als je fühlen, daß ihr nicht geholfen werden kann. Uebrigens wäre es wohl grausam, wenn ich das Glück des Knaben meinem Kinde aufopferte. Ich werde, wenn der Arzt kömmt, mit Gottlob allein auf ein Zimmer gehn, das du mir anweisest. Führe den Arzt zu mir und bitte ihn ja, dem Knaben nichts zu sagen, wenn er die Operation anwendbar fände.

Albertine fiel in einen ſanften Schlaf. Das Schweißmittel, das ihr der Doktor gegeben hatte, wirkte. Als ſie am Morgen erwachte, war ſie geſund. Die Freude über die Geneſung der Kranken, wurde durch die Ankunft des Herrn von Waldburg noch vermehrt. Das erſte, womit ihm ſeine Gemahlin entgegenkam, war, daß der Doktor, der Albertine beygeſtanden habe, Gottlobs Augen unterſuchen wolle, um zu erfahren, ob er das Geſicht wieder erlangen könne. Der Herr von Waldburg war ganz ihrer Meinung, daß Albertine vorbereitet werden müſſe.

Gottlob war mit der Frau von Waldburg allein, als der Arzt ins Zimmer trat. Sie nahm dieſen bey der Hand und ſagte ihm leiſe ins Ohr: ich habe meine guten Gründe, weshalb ich ernſtlich wünſche, daß es der Knabe durchaus noch nicht erfährt, ob ihm geholfen werden kann; laſſen Sie alſo Ihre Aeußerung nicht laut werden.

Seit wann biſt du denn blind, mein liebes Kind? fragte ihn der Arzt.

Seit meiner Geburt, antwortete Gottlob. Der Arzt führte ihn jetzt ans Licht, betrachtete seine Augen aufmerksam und schwieg. — Was wollen sie an meinen Augen sehen? fragte Gottlob neugierig. — Ich will sehen, ob ich die Ursache finden kann, die dich am Sehen hindert. — Kann dies für mich nützlich seyn? — Für dich wohl nicht, aber für mich. —

Der Arzt gab der Frau von Waldburg einen Wink, den Knaben aus dem Zimmer zu führen. Sie that es. Nach einem Weilchen war sie wieder da. Nun, fragte sie ihn, haben sie Hoffnung? — Alle mögliche Hoffnung! Es ist der angebohrne Staar, und wird die Operation glücklich verrichtet, so ist die gröſste Wahrscheinlichkeit da, daſs der Knabe sehen lernt. — Wirklich? — das wäre ja gut! Und wie viel Zeit möchte zu seiner Heilung erforderlich seyn? — Etwa vier, bis sechs Wochen. — Nun ich werde mit meinem Manne die Sache überlegen und Ihnen Bescheid geben; bitte Sie jetzt nur noch, sich in der Gegenwart meiner Kinder nichts davon merken zu lassen.

Nachdem der Arzt Albertinen geſehn hatte, meynte er, daß ſie ohne alle Gefahr die weitere Reiſe antreten könne, ſobald ſie ſich in Berlin noch einen Tag ausgeruht haben.

Sie waren wieder auf ihrem Schloſſe angekommen und die Frau von Waldburg ließ keine lange Zeit hingehn, nun mit Albertinen über das wahrſcheinliche Glück, das Gottlob bevorſtand, zu reden. Ich freue mich herzlich, redete ſie ſie an, daß du den Gottlob, wie einen leiblichen Bruder liebſt. Er fügt ſich ja auch ganz nach dir. Ach! er würde noch weit mehr für dich thun, wenn er nur ſehen könnte. — Ich verlange nicht mehr von ihm, ſagte ſie. — Würdeſt du dich wohl freuen, wenn er ſehen lernte? — Wenn das möglich wäre, würde ich ſehr froh darüber ſeyn. — Nun, ſo kann ich dir ſagen, daß er vielleicht bald ſehen lernen wird. — Ja? Gewiß? Kann er vielleicht gar ſchon ſehen? — Nein, noch nicht. — O! ſo eile, Mutter, eile, ihn ſo glücklich zu machen! — Weiß er ſchon, daß er . . . — Er weiß noch nichts. —

Darf ich es ihm ſagen? — Wenn dir's Freude macht, ja.

Gottlob kam aus der Violinſtunde. Albertine rief ihm freudig entgegen: Gottlob, Gottlob, ich kann dir die frohſte Nachricht mittheilen! — Und welche? — Erinnerſt du dich des Arztes, der nach deinen Augen ſah? — Ja wohl. — Der will machen, daß du ſehen kannſt. — Ob er das kann? — Er hat's der Mutter verſprochen.

Gottlob ſchwieg und ſchien ſich wenig zu freuen. — Freuſt du dich denn nicht? fragte ihn die Frau von Waldburg. — Wer weiß, ob ich, wenn ich ſehn kann, noch ſo glücklich bin, als ichs bisher in meiner Blindheit war. Das Mitleid edler Menſchen, an das ich ſo gewöhnt bin, das für mich ſo wohlthuend war, wird mir fehlen. Ich fürchte mich nicht, das zu erlernen, was mir bisher unmöglich war; aber werde ich mich und meine Familie davon ernähren können? Was war's, das mir Albertinens Liebe und Wohlwollen ſogleich gewann; und mich

so innig mit ihr verband, als meine Blindheit. Wenn ich erst sehen kann, liebt sie mich vielleicht nicht mehr so. Meine Stelle kann dann auch jeder andere bey ihr vertreten; ich werde ihr nicht mehr unentbehrlich seyn. Nein, nein, lieber will ich blind bleiben. — Gottlob, so beruhigte ihn die Frau von Waldburg, ich werde dich nie verlassen, du sollst mein liebes Kind bleiben; aber meinen Willen mußt du dich unterwerfen, mit mir nach Berlin reisen und thun was der Arzt verlangt. — Gottlob, bedenke einmal, sagte Albertine, wie glücklich du mich machen kannst, wenn du erst siehst. — Mache ich dich glücklich? nun dann so lasse ich mir alles gefallen!

Nach einigen Tagen wurden Anstalten zur Reise getroffen. Die Frau von Waldburg, Gottlob und Albertine fuhren nach Berlin. Die Operation wurde unternommen und glücklich vollendet. Wer beschreibt das Gefühl, als der erste Lichtstrahl in sein Auge drang! Er glaubte zu träumen und, ganz außer sich vor Entzücken, stand er da in sprachlosem Hin-

ſtarren. Starr war beſonders ſein Blick auf die Frau von Waldburg und Albertinen gerichtet, die er nun erkannte, als ſie ſprachen. — Ueber die Entfernung konnte er nicht urtheilen und bildete ſich ein, daß alle Sachen ſeine Augen berührten. Er lernte viele Dinge kennen, die man mit Nahmen nannte; aber ihrer waren zu viel und wenn er ſie wieder ſah, hatte er ihre Nahmen vergeſſen. Er wunderte ſich ſehr, daß viele Sachen, die ihm, wenn er ſie anfühlte, ſonſt am beſten gefallen hatten, ſeinen Augen nicht auch am angenehmſten vorkamen. Tauſend Dinge machten ſeine Aufmerkſamkeit rege.

Seine Dankbarkeit gegen den Arzt war ſo groß, daß dieſer ihn warnen mußte, ja nicht zu weinen. Mit Entzücken und ſprachlos betrachtete er ihn. Der Frau von Waldburg dankte er mit der ganzen Rührung ſeines Herzens. Albertinen drückte er in ſeine Arme und ſagte: die Gabe des Sehens ſey nun dir ganz geweiht! Ich will dein Führer ſeyn... An meiner Hand ſollſt du ſicher gehen... Nie trenne ich mich von dir. ....

Von Zeit zu Zeit wurde ihm die Binde von den Augen genommen und ihm das Vergnügen, sich umsehen zu dürfen, verstattet. Er war reich an Erzählungen, wenn er mit Albertinen, die ihn mit der größten Aufmerksamkeit anhörte, sprach; denn er hatte die Gabe, ihr von den Gegenständen, die er nach und nach sah, eine Beschreibung zu machen, wie's einem Sehenden, der nicht von Jugend an blind war, nicht gelingen konnte.

Er war mit der sichtbaren Welt, die ihm ununterbrochen neue Bilder aufstellte, so beschäftigt, daß er wenig zum Nachdenken kam. Von allen Seiten strömten ihm neue Ideen zu und es bedurfte einer langen Zeit, eh er sie, durch weisen Unterricht geleitet, gehörig ordnen konnte.

Er war bis jetzt noch nicht aus dem Zimmer gekommen, das durch grüne Vorhänge verdunkelt wurde. Man ließ bisweilen das Sonnenlicht hereinfallen, das seinen Augen immer noch sehr weh that.

Die Frau von Waldburg kannte kein süßeres Geschäft, als an den Prediger zu schreiben, und ihm die glückliche Veränderung zu melden, die mit Gottlob vorgegangen war. In dem Briefe sagte sie: wenn Sie auch mit den größten Aufopferungen die Freude erkaufen müßten, den Knaben mit gesunden Augen zu sehen, den Sie von zarter Kindheit an blind kannten, so werden Sie die Reise doch machen. Es ist eine heilige Pflicht, daß Sie durch Ihre Gegenwart unser gemeinschaftliches Glück erhöhen. Ihre Liebe zu Gottlob, verspricht mir im voraus die Erfüllung eines so gerechten, als theuren Wunsches. Bringen Sie ja seine gute Mutter mit. Die Freude Gottlobs, wenn er die sieht, die ihn gebahr, der er mit kindlicher Liebe ergeben ist, soll mir die schönste Belohnung für alles seyn, was mein Herz mich bisher für den Knaben thun hieß. Von mir lassen werde ich ihn nie, aufhören, für seine Familie zu sorgen, auch nicht; sonst möchte er die Gabe des Sehens, für die er jetzt seinen Schöpfer dankt, verwünschen. Eine andere, weniger günstige Lage, die

er nicht gewohnt iſt, könnte ſeinem weichen, edlen Charakter leicht nachtheilig werden. Die erſte Veranlaſſung, weshalb ich ihn zu mir nahm, war ſeine Blindheit und ich ſollte ihn nun, da er ſehen kann, von mir ſtoßen? das werde ich bey Gott nicht! Bleiben will ich ſeine Mutter, ſo lange ich lebe, und bin ich nicht mehr: auch dann ſoll er mein Andenken ſegnen.

In dem Briefe beſtimmte ſie auch den Tag ihrer Ankunft auf dem Schloſſe und bat den Prediger, ſeine Reiſe ſo einzurichten, daß er einen Tag früher daſelbſt einträfe.

Der Prediger war über die Nachricht vor Freude außer ſich. Nein, nein, edle Frau, rief er aus, du ſollſt keine Fehlbitte thun, ich reiſe! Sehen, hören muß ichs, wie ſich Gottlob gebehrdet, was er ſpricht, wenn ſeine Auge die ſieht, die er nie ſah, die ſeine ganze Seele liebt, denen er ſein Glück verdankt! Ihm iſt eine Sonne aufgegangen, die ihm Gegenſtände erleuchtet, die ihm im Leben die theuerſten

sind. Die trübe Nacht hat sich ihm in den heitersten Tag verwandelt! Wie wird sich sein Herz erweitern, sein Geist bereichern! Wo das Gefühl bisher undeutlich sprach, da redet nun daß Gesicht mit bestimmter Gewißheit. Welche Reichthümer, an denen sich seine Seele weidet, umströhmen ihn nun! Glücklicher Knabe, das Gut, das du bisher entbehren mußtest, wird dir nun in seinem ganzen Umfange gereicht! so sprach er bey sich selbst und eilte auf der Stelle, voll tiefen Dankgefühls gegen die Güte der Vorsehung, und mit dem Briefe der Frau von Waldburg in der Hand, zu Gottlobs Mutter. Als er in die Thür trat, rief er ihr entgegen: Gottlob sieht, ist nicht mehr blind! Die gute Frau konnte das gar nicht begreifen und zweifelte, ob sie den Prediger recht verstanden hätte. Wie, fragte sie verwunderungsvoll, Gottlob ist nicht mehr blind? Habe ich sie auch recht verstanden? — Ja, ja, Mütterchen, ihr Sohn kann sehen; in Berlin ist er von seiner Blindheit geheilt. . . Jetzt überließ sie sich der ganzen Gewalt der zärtlichsten Mutterfreude. Kinder, Kinder,

rief ſie aus: denkt euch, unſer Gottlob kann ſehen! Was wird er ſagen, wenn er euch erblickt! Jetzt faltete ſie die Hände und ſagte: guter Gott, du machſt die Blinden ſehend, die Kranken geſund, gelobt ſey dein Nahme!

Sie ſchwieg eine Weile ſtill, während ſie der Prediger mit gerührter Aufmerkſamkeit betrachtete. Es ſchien auf einmal eine große Veränderung in ihrem Innern vorzugehen. Der Ausdruck der Freude und des Danks verſchwand von ihrem Geſichte und tiefe Traurigkeit ſprach aus jeder Mine. Kummervoll ſenkte ſie den Blick zur Erde nieder. — Was iſt ihr? fragte der Prediger; macht die glückliche Verwandlung, die mit ihrem Sohne vorgegangen iſt, ihr keine Freude mehr? — Das wohl, erwiederte ſie, aber es fällt mir eine ſchwere Sorge aufs Herz. Gottlob mag gewonnen haben, aber ich und meine Kinder haben vielleicht dabey verloren. — Wie meynt ſie das? — Seine Blindheit ſicherte uns gegen Nahrungsſorgen; mit ſeinem Sehen wird nun die Güte der Frau von Waldburg

aufhören. — Mutter, wer wird so eigennützig denken! ... Die Frau von Waldburg scheint es geahndet zu haben, daß sie auf solche Gedanken kommen könnte und hat sie mit wenigen Zeilen in ihrem Briefe, die der schönste Beweis ihres menschenfreundlichen Herzens sind, widerlegt. . .

Der Prediger las ihr die Stelle vor: — von mir lassen werde ich ihn nie, aufhören, für seine Familie zu sorgen, auch nicht. — Nun, sagte Gottlobs Mutter, so giebt es wohl in der weiten Welt keine edlere Frau, als die Frau von Waldburg ist! Daß Gottlob so gut ist, und ihre Güte verdient, das, Herr Prediger, verdankt er ihrem Unterrichte im Christenthum. Gott ist doch ein guter Gott, daß er die Frömmigkeit eines guten Kindes schon hier auf Erden belohnt!... Die Frau von Waldburg wird er wohl im Himmel belohnen. Wäre sie hier: auf den Knieen wollte ich und meine Kinder ihr danken.

Aber, sagte der Prediger, mache sie sich nur reisefertig, morgen geht's fort.

Wir ſind eingeladen. Gottlob ſoll ſie ſehen. Die Frau von Waldburg will es ſo und der darf ſie keine Bitte abſchlagen. — Ach! ſie können ſichs wohl denken, daß ich meinen Gottlob auch gern ſehen möchte; es treibt und drängt mich auch, der Frau von Waldburg mündlich zu danken; aber wer ſoll denn bey meinen Kindern bleiben? die kann ich doch nicht verlaſſen? — Dafür ſoll Rath werden. In ihrer Abweſenheit vertritt meine Frau Mutterſtelle. — Ach! du lieber Gott, es widerfährt mir in einer Stunde ſo viel Gutes, daß ich hundert Jahre nöthig habe, um dafür zu danken. Nun, ſo geht's. Ich reiſe mit, wann ſie mich mitnehmen, heute noch, wenn ſie wollen.

Die Frau von Waldburg hatte bereits ihrem Gemahl gemeldet, daß die Operation mit Gottlob glücklich überſtanden ſey und daß er ſehen könne. Sie ließ ſogleich mit einfließen, daß der Prediger und Gottlobs Mutter, einen Tag vor ihrer Ankunft, auf dem Schloſſe ankommen würden, um Theil an ihrer Freude zu nehmen. Der Arzt beſtimmte den Tag

ihrer Abreiſe und ſie kehrte an demſelben, mit Albertinen und Gottlob, in den Schooß ihrer Familie zurück. In dem Wagen, mit grünſeidenen Vorhängen vor den Fenſtern, herrſchte eine dämmernde Nacht. Gottlob wußte von der Freude, die ihm die Frau von Waldburg bereitet hatte, nichts. Durch einen Wink gab ſie den, um den Wagen Verſammelten, zu verſtehen, daß ſie kein Wort von ſich hören laſſen möchten. Mit der Binde vor den Augen wurde Gottlob in das große Geſellſchaftszimmer geführt. Die Frau von Waldburg bat ihn, hier ein Weilchen allein zu bleiben. Sie hieß den Prediger und Gottlobs Mutter herzlich willkommen und bat alle Anweſende, eher kein Wort zu reden, bis ſie jeden durch einen Wink zum Sprechen auffordere. Als ſie alle in dem Zimmer waren, nahm ſie die Binde von den Augen des Blinden und da ſah er ſich auf einmal von einer Anzahl von Menſchen umringt, deren Gegenwart ihn in Erſtaunen ſetzte, die er nicht kannte. Es herrſchte im Zimmer eine wahre Todtenſtille. Die Frau von Waldburg fragte ihn: kennſt du

von den Anweſenden keinen? — Keinen ſonſt, als Albertinchen. Ich weiß nur, welche Männer und welche Damen ſind. Die Frau da, ſagte er, indem er auf ſeine Mutter zeigte, hat ganz andere Kleidungsſtücke, wie Albertinchen und die andern, an. Ich weiß nicht, wofür ich ſie halten ſoll. Iſt ſie denn eine Frau? — Ja wohl und zwar eine, dir ſehr bekannte, liebe Frau. — Doch nicht meine Mutter? fragte Gottlob und ſein Herz ſchlug, vor entzückter Ahndung, hoch empor.

Die Frau von Waldburg gab der Mutter, die kaum den lauten Ausbruch der Freude unterdrücken konnte, einen Wink, und dieſe fragte: Gottlob, erkennſt du denn deine Mutter nicht? Erſchrocken und verwunderungsvoll ſtand er ſtill, traute ſeinen Ohren nicht, als er die Stimme ſeiner Mutter hörte. Komm doch in meine Arme, ſagte ſie gerührt und die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen; ich bin's ja. . . Er betrachtete die Bewegung ihrer Lippen, erkannte ſie an der Sprache, zweifelte nun nicht mehr,

daß ſie's ſelbſt ſey, flog auf ſie zu, drückte ſie an ſein Herz und rief aus: dieſen Augenblick der Freude, wiegen alle Schätze der Erde nicht auf! Gott, ich kann die Mutter ſehen, die ich ſonſt nur an der Rede kannte, ihre Minen! Sie weint vor Freude. Ich muß auch weinen. Er wandte ſich an die Frau von Walbburg mit den Worten: auch das verdanke ich ihnen. Der Himmel ſchenke ihnen dafür alles, was ihr edles Herz wünſcht! Ach! wenn doch der liebe Herr Prediger auch hier wäre, ich auch ihn ſehen könnte. Er muß ein ſchönes Geſicht haben, wenn dies ſeiner Seele gleicht. Er fuhr mit ſeinen Blicken in der Geſellſchaft umher, als ob er ihn ſuchte und finden wollte. Der iſt wohl nicht hier? — Ja, antwortete dieſer, der iſt wohl hier, ich bin's, lieber Gottlob. Der Knabe fiel ihm in die Arme. Schweigend ſtellte er ſich dann vor ihm hin, betrachtete ihn mit dem innerſten Wohlgefallen und der größten Aufmerkſamkeit. Am längſten verweilte ſein Auge auf dem Geſichte dieſes Wohlthäters und Freundes. Aber ſiehſt du denn mich nicht? fragte der Herr von Wald-

burg. Gottlob hing an ſeinem Halſe und rief aus: das volle Herz wiegt keine Worte... Du alſo, biſt der mir bisher unbekannte Vater? . . . Dank ſey mein erſtes, Dank das letzte Wort, was ich in deiner Nähe ausſpreche!

Man führte ihn zu einem Spiegel, der faſt bis an die Erde niederreichte und in dem er ſeine ganze Figur wahrnehmen konnte. Wer iſt denn das? fragte er, indem er ſich aus der Ferne dem Spiegel nahte und das zurückgeworfene Bild auf ihn zuzukommen ſchien. Das biſt du ſelbſt, antwortete der Herr von Waldburg. Das wäre ich? fragte Gottlob zweifelhaft. Eine vorhergegangene Erklärung des Predigers, über das Zurückprallen der Lichtſtrahlen von Spiegelflächen, überzeugte Gottlob von der Wahrheit dieſer räthſelhaften Erſcheinung und die Bewegung ſeiner Hände, die das Bild im Spiegel treulich wiederholte, ließ ihm nun keinen Zweifel weiter übrig, daß er's wirklich ſey. Er hatte mehrere Fragen noch auf der Zunge, verſchwirg ſie aber,

als er Albertinen im Klageton reden hörte: mich kennst du, lieber Gottlob, und kömmst nicht zu mir? . . . Er eilte zu ihr hin und faßte ihre Hand mit Innigkeit. Ein günstiger Zufall, fuhr sie fort, hat dir das Gesicht wieder gegeben, ich aber bleibe blind, darf auf keine Rettung hoffen. Ein Leiden, das wir beyde trugen, verband unsere Herzen zur Geschwisterliebe. Diese Gleichheit ist verschwunden, ach! und möchtest du jetzt, da du sehen kannst, dich nicht von mir entfernen! Neid fühle ich nicht; aber der Wunsch, nun auch sehen zu können, steigt lebhafter in meiner Seele auf, als je. Wie werde ich die lange Nacht, in der ich sitze, ertragen? Wann wird mir die Sonne aufgehen? — Siehst du wohl, Albertinchen, daß ich recht hatte, wenn ich blind zu bleiben wünschte? erwiederte Gottlob. Ach! wenn mir mein erlangtes Gesicht deinen Glauben an meine Bruderliebe rauben sollte, so halte ich die Gabe des Sehens für kein Gut; mehr habe ich dann verloren, als ich gewann. Könnte ich dir von meinen Augen ein sehendes geben! Ich gäbe

dir gern ſelbſt beyde! Aber entfernen ſollte ich mich nun von dir? Wie kannſt du das denken? Kennſt du denn das brüderliche Herz deines Gottlobs nicht, das ſich nie gegen dich verleugnen kann? Dankbarer hat mich die Wohlthat des Sehens gemacht; ſie wird mich noch mehr an dich feſſeln und die Zukunft ſoll's beweiſen, wie ich ſie ganz zu deinem Beſten verwandte.

Albertine war beruhigt. Alle freuten ſich über Gottlobs Worte; denn in jedem lag ſein gutes, mitleidiges, liebevolles Herz.

Es ſtießen ihm nun tauſend Wunder auf, über die er Aufſchluß verlangte. Es iſt mir unbegreiflich, ſagte er, wie die kleine Sonnenſcheibe eine ganze Welt erleuchtet; aber noch unbegreiflicher, daß ſich in dem kleinen Augenpunkte zahlloſe Bilder abmahlen, die uns von ihrem Daſeyn, ihrer Nähe, Ferne und ganzen Beſchaffenheit, Begriffe geben. Der Prediger des Dorfs belehrte ihn und lernte durch ſeinen Unterricht ſelber noch vieles.

Die Blumen und Bäume, die Erde und das Waſſer, die Anhöhen und Thäler, die Sonne, der Mond, der geſtirnte Himmel, die Wolken und ihre raſche Bewegung, die verſchiedenen Thierarten, kurz, alles, alles, was er ſah, machte auf ihn groſſen, entzückenden Eindruck. Am meiſten feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit der Menſch. Sein Minenſpiel, der ſichtbare Abdruck geheimer Gedanken, machte ihn nachdenkend. Er konnte ſich überhaupt nicht ſatt ſehen, träumte von dem Geſehenen, ſchwamm in einem Meere von neuer unbekannter Wonne. Jetzt erſt überzeugte er ſich von dem Daſeyn, der Weisheit und Güte des Schöpfers. Seine Dankbarkeit gegen Herrn von Waldburg und deſſen Gemahlin, war unbegrenzt. Seine gröſte Freude fand er darin, Albertinens bedauernswerthen Zuſtand, auf alle Weiſe, erträglicher zu machen.

Es waren für ihn acht glückliche, der zärtlichſten Kindesliebe, geweihte Tage, die er in der Nähe ſeiner Mutter verlebte. Sie ſehnte ſich nach ihren ver-

laſſenen Kindern zurück und meynte, daß es überhaupt unchriſtlich ſey, die gute Predigerfrau ſo lange mit der Aufſicht und Pflege ihrer Kinder zu beläſtigen. So menſchenfreundlich und gütig ſie auch behandelt wurde: ſie fühlte ſich doch unbehaglich, fühlte ſich in ihrer niedern, einfachen Hütte glücklicher. Der Prediger konnte, vermöge ſeines Amtes, auch nicht länger von ſeinem Hauſe entfernt bleiben. Schwer wurde den beyden Kindern der Abſchied von den geliebten Eltern, die ſie vielleicht ſo bald nicht wieder ſahen. Der Knabe beſtellte tauſend Grüſſe an alle ſeine Bekannten im Dorfe und hatte zuletzt noch die Freude, ſeiner Mutter einige Goldſtücke, die ihm die Frau von Waldburg in der Abſicht gab, in die Hände drücken zu können.

Gottlob war nun mit Lernen beſchäftigter, als je. Sein treuer, gütiger Lehrer, ertheilte ihm Unterricht im Leſen, Rechnen und Schreiben. Er lernte auch von Noten ſpielen. Die ſichtbare Welt betrat er faſt nie ohne Führer und machte

in Hinsicht der Kenntniß der Dinge, ihrer Eigenschaften, ihres Gebrauchs, Nutzens und Schadens, große Fortschritte.

Der Herr von Waldburg machte ihn jetzt zu seinem Rechnungsführer und ließ ihn Geschäftsbriefe schreiben. Mit der größten Ordnung und mit musterhafter Pünktlichkeit besorgte er seine Aufträge. Er wurde wie ein Kind vom Hause behandelt, nannte den Herrn von Waldburg Vater und seine Gemahlin, Mutter. Nur der Anblick Albertinens und ihre Klagen, mit denen sie nur gegen ihn laut wurde, stöhrte ihn oft in seinem freudigen Gefühl. Der Trost, mit dem er sie aufzurichten bemüht war, reichte nicht immer hin, eine tiefe Traurigkeit, die in ihrer Seele herrschte, zu verbannen. Die muntere, frische Gesichtsfarbe schwand von ihren Wangen, die ein blasses Ansehn erhielten. An die Stelle der Jugendfülle, trat kränkliche Magerkeit. Je älter sie wurde, desto schmerzhafter fühlte sie ein Leiden, das keine menschliche Hülfe ihr abnehmen konnte. Ueber Gottlob hatte

ſie keine Klage; denn dieſer weihte ihr jede müßige Stunde und war ihr treuſter Geſellſchafter. Bey ihr zu ſeyn, mit ihr zu reden, war für ſein Herz das ſüßeſte Bedürfniß geworden, und er verſchwendete ſeine Liebe nicht an eine Undankbare, ſie fühlte es nur zu gut, was er ihr aufopferte. Er muſicirte oft mit ihr und ſetzte den Briefwechſel mit ihr fort. Alles, was er für Albertinen that, ſuchten ihre Aeltern ihm auf eine Art zu erwiedern, die ihn in dem Glauben an edle Menſchengüte beſtärkte und ſein Herz dankbarer machte. Ein Himmel wäre die Erde, ſagte er laut, wenn alle Menſchen ſo dächten und handelten. Hätte er der armen Albertinen helfen können: ſein Glück wäre vollkommen geweſen.

Nach Verlauf eines halben Jahrs, kam ein Trauerbrief an, in dem der Prediger meldete: daß ſeine gute Frau an einer Halsentzündung plötzlich geſtorben ſey und daß er Liſetten, die nun ſeiner Wirthſchaft vorſtehen müſſe, nicht länger entbehren könne. Das gute Kind war,

über den Verluſt einer ſo lieben Mutter, troſtlos, wurde allgemein bedauert und trennte ſich mit unglaublichem Schmerz von der edlen Familie. Beym Abſchiede äußerte ſich insbeſondere das ganze, liebevolle Herz Gottlobs. Er hing feſt an Liſettens Halſe, weinte und tröſtete ſie, wie der zärtlichſte Freund. Auch das Mädchen geſtand es mit ihren Thränen, wie ungern ſie von ihm ginge.

Ungetheilt und noch inniger, ſchloß er ſich nun an Albertinen an. So ſehr er ihre beyden andern Schweſtern ſchätzte und ſo oft er Gelegenheit hatte, ſich über ihre Liebe zu freuen: in dem Grade, als er ihr ergeben war, konnte er ſich ihnen nicht nahen.

Er erlernte die Oekonomie und es gab wohl nie einen treuern und fleißigern Verwalter, als ihn. Er unterhielt mit dem Prediger und Liſetten einen Briefwechſel und geſtand es ihr oft, wie theuer ſie ſeinem Herzen ſey. Ihre Antworten verriethen den leiſen Wunſch,

ihn, nach mehrern Trennungsjahren, einmal wieder zu ſehen. Dieſen Wunſch konnte er, jetzt weniger als je, befriedigen. Die beyden Fräuleins waren glücklich vermählt und ihm lag nun allein die Pflicht ob, die oft leeren Stunden Albertinens, durch mannichfaltige Unterhaltung zu verkürzen. Unentbehrlich war er ihr geworden und für die unverzeihlichſte Sünde würde er es gehalten haben, wenn er ſie, um des Vergnügens willen, Liſetten zu ſehen, eine Woche verlaſſen hätte. Nie ließ er ſich etwas merken, daß er ſich nach ſeinem Dorfe ſehnte.

Albertinens ausgebildeter Geiſt forderte Beſchäftigung; die Jahre der leichtbefriedigten Kindheit waren vorüber und niemand im Hauſe konnte ihr die Unterhaltung auf eine erwünſchtere Art gewähren, als Gottlob. Oft klagte ſie über die langen Stunden des Wachens. Sie ſchien am Ziel des Lernens zu ſeyn, das ſie ſonſt ſo angenehm unterhielt und intereſſirte ſich für das weitere Wiſſen nicht mehr ſo, als ſonſt. Sie äußerte gegen

Gottlob: so sehr ich auch von meinen Aeltern und von dir, geliebt werde und so glücklich mich dies macht, so ist es mir doch schmerzhaft, daß ich das Gute, was mir widerfährt, mit nichts, als leerem, wörtlichen Danke, erwiedern kann. Ich bin der Welt zur Last und sie ist es mir. Im Schlafe allein, wo ich den Verlust der Augen nicht fühle, wo süße Träume mich täuschen und unter die Sehenden versetzen, bin ich ganz glücklich. Den Tod denke ich mir als einen Schlaf zum Erwachen, und gern legte ich mich in seine Arme. Lieber Gottlob, das Leben in ewiger, ewiger Nacht, verliert zuletzt allen Reiz. Die Blindheit wird für mich keine erträgliche Gewohnheit; mit jedem Tage fühle ich's mehr, was ich durch sie entbehre. Meine Schwestern sind weg, Lisette ist weg, ich bin allein noch hier, und wer weiß, wie lange du noch bleibst und was mir einen Theil deiner Liebe raubt! — Liebes Albertinchen, ich verlasse dich nie, das schwöre ich zu Gott. Was sollte dir meine Liebe rauben? — O! laß uns davon nicht reden, ich fürchte, daß meine Prophezeihung, wider dei-

nen Willen, früher als ich's je wünsche, in Erfüllung geht.

Dieser schwermüthige Ton ruhte in allen Reden Albertinens, wenn Gottlob mit ihr allein wär. In der Nähe ihrer Aeltern, um sie nicht zu betrüben, suchte sie heiter zu scheinen, und auch ihrem Freunde hatte sie ein strenges Schweigen über ihre trübe Seelenstimmung zur Pflicht gemacht. Meine Klagen — da sie dem Leiden, was sie mir auspreßt, nicht abhelfen können — würden die Aeltern nur traurig machen, sagte sie. Einen Menschen muß der trostlose Bekümmerte haben, dem er sein Herz ausschüttet und der bist du. Ehre meine Wahl, ferner wie bisher.

Die Frau von Waldburg hatte es aus einigen Aeußerungen Gottlobs gemerkt, ob er's gleich zu verbergen suchte, daß er, nach mehrern Trennungsjahren, einmal nach seiner Heimath zurückreisen wollte. Sie bat ihn, sich dieses Vergnügen nicht län-

ger zu versagen. Selbst Albertine schien nicht dawider zu seyn. Wenn du mir meine Lisette mitbringen willst, sagte sie, so lasse ich dich gern reisen. Sie wird mir eine liebe Gesellschafterin seyn und auch du hast dann eine Freundin mehr, in deiner Nähe. Gottlob zögerte mehrere Tage, eh er das Anerbieten annahm; endlich siegte die Liebe zu den Seinen und der Morgen, wo er das Schloß verlassen und seinen theuersten Freunden zueilen wollte, war festgesetzt.

Eine Viertelstunde vor seiner Abreise, kam die Frau von Waldburg zu ihm und klagte, daß Albertine die ganze Nacht nicht geschlafen hätte und in einem heftigen Fieber läge; daß sie ihn zu sprechen wünsche. — Wenn Albertinchen krank ist, sagte Gottlob, der seine Reise für die Ursache ihres Uebelbefindens hielt, so bleibe ich hier. Der Gedanke an sie, würde mir jedes Vergnügen verbittern. Ich bleibe, bis sie wieder hergestellt ist.

Gottlob ging nach ihrem Bette hin, faßte ihre Hand und ſagte: biſt du krank? — Ja wohl, bin ich das. Ich dachte, daß ich während deiner Abweſenheit ſterben könnte, und da wollte dir noch einmal die Hand drücken und danken.... — Sie konnte vor Rührung nicht weiter reden. Albertinchen, ich reiſe nicht ab, ſagte Gottlob, trenne mich nicht von dir und verlaſſe dich nun auch dann nicht, wenn du wieder völlig geſund biſt. Welche Freude könnte ich nicht deiner Ruhe aufopfern! So gut ich hinreiſe, können mich meine Freunde auch beſuchen. Nur kurze Zeit würde ich ohnehin bey ihnen bleiben und der Abſchied würde mir weh thun. — Du mußt reiſen, ich will's. Soll ich das Hinderniß deiner ſüßeſten Freuden ſeyn? Das kann und will ich nicht. Reiſe, reiſe, Gottlob, wenn du mich liebſt, ſonſt werde ich kränker. — Nur jetzt fordere es nicht von mir liebe Albertine. Mich von dir trennen, wenn ich dich krank weiß, iſt meinem Herzen eben ſo unmöglich, als die Freude, wenn du leideſt. Biſt du wieder hergeſtellt und du willſt es, nun, wohlan. Vor dein Bette will ich mich ſetzen, wachen, wenn

du ſchläfſt, das iſt die ſchöne Pflicht, die mich jetzt glücklich macht. Bitte nichts anderes von mir, ich kann's, ich kann's nicht erfüllen!

Gottlob ließ ſich nicht erbitten, er blieb. Wie gut war's, daß er geblieben war! Albertine wurde mit jedem Tage kränker. Er wich nicht von ihr. So theuer ihr die Gegenwart der Aeltern war, ſo hatte ſie ihren Jugendfreund doch lieber um ſich, dem ſie ihren Herzenswunſch unverholen mittheilen konnte, daß ſie das Leben nicht mehr liebe und gern ſterben würde. So glücklich, ſagte ſie, wie ich auf Erden ſeyn wollte, kann ich doch nicht werden; im Himmel hoffe ich das zu finden, was ich hier vermiſſe. Wenn du mit Liſetten zuſammen kömmſt, ſo ſprecht von mir: es liegt in dieſer Vorſtellung für mich ein unglaublich ſüßer Troſt. Die Aeltern werden über meinen Tod trauren und das beunruhigt mich; du allein wirſt ſie tröſten können. Ich fühle es, dies iſt mein letztes Krankenlager und ich denke mit einer geheimen Freude daran,

die ich nicht verrathen darf, um mich nicht der Unzufriedenheit gegen meine Aeltern, dies doch gewiß recht gut mit mir meinten, verdächtig zu machen.

Nach einigen Wochen gab der Arzt alle Hoffnung zu ihrer Geneſung auf. Sie litt an einem Nervenfieber. Die Frau von Waldburg war troſtlos, und auch ihr Gemahl glaubte an keine menſchliche Hülfe mehr. Was iſt Gott unmöglich! der, der den Lebensfunken gab, kann ihn im Verlöſchen wieder anfachen. Gottlob konnte ſeine Traurigkeit ſelbſt vor ihrem Bette nicht mehr verbergen. An einem Abend, als der Herr von Waldburg mit ſeiner Gemahlin und Gottlob in dem Krankenzimmer waren, ſchien es, als ob Albertine alle ihre Kräfte noch einmal ſammelte. Sie zeigte ihre volle Beſinnung, reichte ihrem Vater die Hand und ſagte: nicht ſo traurig, lieber Vater, über meinen nahen Tod! Wir alle betreten den Pfad, der zur Unſterblichkeit führt. Das Scheiden bringt mir Gewinn; dort wird endlich die

Nacht verſchwinden, die mich hier umhüllte und ich werde im Sonnenglanze des Lichts wandeln. Ein gütiger Gott lohne deine Liebe. . . . Mutter, weine nicht. Ach! du warſt mir eine ſehr liebe, liebe Mutter! du haſt meine trüben Lebensſtunden erheitert und den dornigten Lebensweg mit Blumen beſtreut! würdig danken kann ich dir hier nicht; aber dort will ich dir entgegenkommen, von des Himmels Freuden dich unterrichten und mein Gebet vor Gottes Throne, ſoll für dein Heil ſeyn. Sag meinen Schweſtern, daß mein Geiſt ſie liebend umſchwebte, als ich auf ewig ſcheiden wollte, von dieſer Welt. Und du, mein Gottlob, der du Jahrelang mein treuer, zärtlicher Leidensgefährte warſt: wie ſoll ich dir danken? Mein ganzes Herz gehört dir! O, daß ich dich hätte glücklich machen können!! . . Du haſt an mir den Himmel verdient und die Güte meiner Aeltern wird dich dafür belohnen. Vergiß mich nicht; dein Andenken iſt mir unſchätzbar theuer und die Erinnerung an dich, wird meine Seeligkeit erhöhen; du verdienſt auf Erden ein ſchönes Loos und — es wird dir fallen.

— Ach! es wird dir fallen, wenn ich nicht mehr Antheil an deinem Glücke nehmen kann. Weine mit Liſetten eine Thräne auf meinem Grabeshügel und denke: die Abgeſchiedene hat's verdient. Bis du ....

Hier verließ Albertinen die Sprache. Sie hatte ihre Hände auf der Bettdecke ruhend. Gottlob ſah, wie ſie mehreremal mit denſelben zuckte, ſie ſchnell hinter einander öffnete und ſchloß. Eine geheime Ahndung ſagte es ihm, daß dies die letzten Zeichen ihres theuren Lebens wären. Mit den Worten: Jeſus, Albertine ſtirbt! nahm er ſie in ſeine Arme und drückte ſie, in troſtloſer Wehmuth, an ſeine Bruſt. Sie verſtummte, ihr Kopf hing zur Seite nieder, die Augen waren geſchloſſen und die Todenfarbe überzog ihr Geſicht. Vater und Mutter weinten, reden konnten ſie nicht. Nur eine Ohnmacht aber war's, die ſie befiel, das Sprechen hatte ſie zu ſehr angegriffen. Als ſie wieder zur Beſinnung kam und fühlte, daß ſie in Gottlobs Armen ruhte,

ſagte ſie: ſo möchte ich hinüber ſchlummern in eine andere Welt! Dieſe Aeußerung des wiederkehrenden Lebens, war für die Umſtehenden das Zeichen der dankbarſten Freude. Ihre Gebete für das Leben des Kindes, ließ der Himmel nicht unerhört. Sie genaß, jedoch nur langſam.

Dieſe Krankheit bewirkte in Albertinens Seele eine wohlthätige Veränderung. Sie gewann das Leben, wie ein neues Geſchenk der ewigen Güte, wieder lieb und ſuchte ihr Leiden, das ſie unverdient trug, zu vergeſſen. Sie fand tauſend Veranlaſſungen, ſich mit ihrem Schickſal auszuſöhnen. Ihr Alter, ihr gereifter Verſtand, lehrte ſie, daß es Tugend ſey, mit Weisheit und Ruhe, das zu dulden, was Gott uns zu unſerer Prüfung auflegt, und ſie ſuchte des ſchönſten Preiſes derſelben würdig zu werden.

Gottlob, der nicht allein ein edler, sondern auch ein schöner Jüngling war, suchte nun, nach dem Wunsch seines Herzens, auf Bitten seiner Pflegeältern und auf Albertinens Zureden, Lisettens Hand zu bekommen. Liebend kam ihm das holde Mädchen entgegen. Er bezog mit ihr ein kleines Gut in der Nähe des Schlosses, das ihm der Herr von Waldburg schenkte. Seine Mutter und Geschwister zogen zu ihm. Albertine hatte ferner in ihm den zärtlichsten Bruder und Freund, in Lisetten die liebevollste Schwester und verlebte keinen Tag, ohne sie zu besuchen.

Als Gottlob mit seiner jungen Frau und der froher gestimmten Albertine das erstemal seinen Geburtsort wieder besuchte, ließ er jenes Denkmal mit der Inschrift, am Schlagbaum errichten.

Hier endigte sich die Erzählung, des edlen Predigers, der kein anderer, als Lisettens Vater war. Er schilderte das eheliche Leben Gottlobs und Lisettens, als einen Himmel auf Erden.

Die goldene Hochzeit.

Zweyte Erzählung.

Der in Erfurt wohnende Rath Altdorf, war nicht nur ein geachteter, ſondern auch ein allgemein geliebter Mann. Seine Wohlthätigkeit gegen Arme und die weiſe, uneigennützige Art, mit der er gab, galt für muſterhaft. Die Güte ſeiner Geſinnungen, lag in jeder ſeiner Handlungen. Bey ausgezeichneten Verdienſten verletzte er nie die Tugend der Beſcheidenheit. Ohne Reue und Schaam konnte er auf ſeinen bisherigen Lebensweg zurückblicken, den manche ſchöne That ſchmückte, über die er ſich in ſeinem Greiſenalter herzlich im Stillen freute. Das Gute, davon war er ein redender Beweis, bleibt nie unbelohnt und die Erfahrung: wer in der Jugend ſäet, erntet im Alter, beſtätigte ſich beſonders an ihm.

Er war in alle den Gesellschaften, die er besuchte, willkommen; nie beleidigte er durch Spott und Witz; man hörte ihn gern reden, denn das, was er sprach, verrieth einen durch vielfache Kenntnisse genährten Geist und ein menschenfreundliches, sanftes und wohlwollendes Herz.

Er war in dem hohen Alter, von vier und siebenzig Jahren, da er seine Jugendzeit einst wohl anwandte, recht glücklich. Sein Gesicht strahlte vor Freude, wenn er an sein vergangenes Leben, an die Zeit des Blüthenalters, der Jünglings- und der Mannskraft, zurück dachte. Mit unermüdeter Thätigkeit, mit unverdrossener Beharrlichkeit, verwaltete er viele Jahre hindurch, ein beschwerliches Amt. Manches harte Ereigniß hatte ihn betroffen, oft wurde er für sein Gutmeinen mit Undank belohnt. Er lernte die bittern Kränkungen des Neides kennen und ruhig ertragen. Er genoß, bey mancher Ungerechtigkeit, die ihm die Menschen zufügten, die sichern Freuden des schönen Be-

wußtſeyns, Gutes gewollt und redlich gehandelt zu haben, mit denen die Tugend ihre Verehrer belohnt.

Er war der beneidenswertheſte Familienvater, hätte eine tugendhafte Gattin, und fünf liebenswürdige Kinder, die das Glück ſeines Lebens ausmachten. Die goldene Regel: man muß die Unannehmlichkeiten, die uns in der Welt begegnen, zu vergeſſen ſuchen, wenn die Erinnerung daran, weiter keinen Nutzen für uns hat, und muß das Andenken an die frohen Ereigniſſe, recht oft und lebhaft in ſeiner Seele erneuern, wenn man glücklich ſeyn will, dieſe goldene Regel, ſage ich, befolgte er treulich, und beſonders ſie war es, der er ſein frohes Alter verdankte.

Seine fünf Kinder, zwey Söhne und drey Töchter, waren alle glücklich verheyrathet, lebten in Ehren und hatten ihr reichliches Auskommen. Das Glück, das ſie genoſſen, verdankten ſie der muſterhaften Erziehung im väterlichen Hauſe und der Willigkeit, mit der ſie den älter-

lichen Rath befolgten und ſich allen Anordnungen der Aeltern, zu ihrem Beſten, kindlich unterwarfen.

Die Aeltern unterſtützten ihre guten Lehren zugleich durch ihr herrliches Beyſpiel. Nie ſahn die Kinder ihre Aeltern eine Handlung begehen, die mit ihren Ermahnungen und Warnungen im Widerſpruche ſtand; nie gieng aus ihrem Munde ein ungeſittetes Wort. Von Jugend auf unter der ſorgſamen Aufſicht ſolcher Aeltern, wurde den Kindern die Tugend zu einer natürlichen, feſten Gewohnheit; ſie unterließen das Böſe, ohne daß es verboten wurde, und übten das Gute, ohne daß ſie durch Verſprechungen dazu gereizt wurden. Wenn ſie ſich durch Artigkeit, Gefälligkeit, Sittſamkeit, ausgezeichnet hatten, erwarteten ſie kein lautes Lob, keine beſondern Geſchenke; die freundliche Mine der Aeltern, ein gütiges Wort, war für ſie die größte Belohnung. Wenn daher manche Aeltern über die großen Schwierigkeiten der Kindererziehung klagten, da dachte und ſagte der Rath Altdorf: die Erziehung iſt ein leich-

tes, belohnendes Geſchäft, wenn man ſich's nicht durch eigene Schuld erſchwert.

Unglaublich liebten die Kinder ihre Aeltern. Die bekümmerte Mine derſelben, wenn ſie ſie durch eine Unvorſichtigkeit, durch eine unüberlegte, kindiſche Handlung gekränkt hatten, war ihre größte Strafe. Die Worte des Vaters: wie kannſt du dich ſo vergeſſen, mich betrüben und dir ſelber ſchaden, indem du die Liebe, die ich für dich in meinem Herzen trage, verminderſt! preßten dem Reuvollen bittere Thränen aus. Gewiß ließ er ſich nie wieder zu dem Fehltritte, der ihm auf eine Weile die vertraunungsvolle Zuneigung der Aeltern entzog, verleiten.

Ohne Wehmuth gedachten jetzt die einſamen Alten nie ihrer Kinder, die in weiter Ferne von ihnen verheyrathet lebten. Nun, da ich alt und ſchwach bin, ſagte der Greis voll Rührung, und meine Kinder im Stande wären, für meine geſellige Unterhaltung und manche andere Bequemlichkeit zu ſorgen, hat ſie der gute

Gott ſo weit von mir entfernt. So lange ſie des Beyſtandes der Aeltern bedürfen, ſammeln ſich die Kinder um ſie, wie die Küchlein um die Glucke; aber, ſind ihnen die Flügel erſt gewachſen, haben ſie ein mannbares Alter erreicht, ſo zerſtreuen ſie ſich. Auch nicht einmal eine Tochter iſt mir treu geblieben! Sie alle haben Vater und Mutter verlaſſen und ſind ihren Männern gefolgt. Bisweilen iſt mir's ſo, als ob ich gar keine Kinder hätte, als ob ſie mir alle abgeſtorben wären; und das macht mich recht traurig. Indeß, ſie wurden ja nicht für mich, für die Menſchheit wurden ſie gebohren, für dieſe habe ich ſie erzogen; und iſt die Freude, daß ſie nicht mißrathen ſind, nicht die ſchönſte Belohnung für mein Herz? Es ſind ja auch gute, herrliche Geſchöpfe, die mir's durch tauſend Beweiſe zu erkennen geben, wie werth ſie alle der Aufopferungen ſind, die ich ihnen einſt willig machte. O, daß ich ſie alle mit ihren Kindern einmal in meinem Hauſe verſammelt ſähe! Es iſt der liebſte Wunſch meines Lebens, auf den ich aber Verzicht leiſten muß. Froh will ich indeſſen ſeyn,

wenn ſie alle nur glücklich ſind und kein einziges früher ſtirbt, als ich....

Es wird meinen jungen Leſern gewiß nicht unangenehm ſeyn, wenn ich ihnen mit wenigen Worten die Jugendgeſchichte des braven Raths Altdorf mittheile. Seine Aeltern waren von niederm Stande. Sein Vater war ein Zimmermann. Er wäre dies auch ſicher geworden, wenn ihn nicht ein Prediger in der Stadt wegen ſeiner vorzüglichen Geiſtesanlagen, ſeiner Lernbegierde, ſeines anſtändigen, liebenswürdigen Betragens liebgewonnen hätte. Der Prediger nahm ihn zu ſich, erzog ihn, wie ſein eigenes Kind und ließ ihn in der öffentlichen Schule unterrichten. Er war die Freude ſeines Pflegevaters und gewann in dem Grade an Herzensgüte, als er ſeinen Verſtand mit nützlichen Kenntniſſen bereicherte. Seine Lehrer ertheilten ihm das Zeugniß eines guten Knabens, eines fleißigen, lernbegierigen Schülers, und befeſtigten dadurch ſeinen Wohlthäter in dem Entſchluſſe ihn auf eigene Koſten ſtudiren zu laſſen. Oft beſuchte er ſeine Aeltern, deren herzlichſte Freude und höch-

ſtes Glück dieſer Sohn war. Nie vergaß er eine der heiligen Pflichten gegen ſeine erſten Ernährer und beſten Freunde. Er ſollte ein Prediger werden und es war die Abſicht ſeines ſchon bejahrten Pflegevaters, daß der Knabe einſt ſeine Stütze würde. Dies aber war nicht der Wille des Himmels. Als der junge Altdorf einſt, etwa vier Wochen vorher, eh er auf die Univerſität gehen wollte, aus der Schule kam, fand er ſeinen Wohlthäter, von Freunden umringt, auf dem Sterbebette liegend, und mit dem Tode ringend. Der Jüngling weinte laut. Sein Pflegevater kannte und hörte ihn nicht mehr. Der Schlag hatte den guten Mann gerührt; er ſtarb nach wenigen Minuten.

Das Herz des jungen Altdorfs ſchwamm in Thränen. Einen Freund hatte er verloren, den er, wie einen zweyten Vater liebte und ehrte. Sein Lebensglück, das mußte er fürchten, war auf immer geſcheitert, und ſchon war er beſorgt, daß er das Handwerk ſeines Vaters erlernen und auf immer die Bahn der Wiſſenſchaften, die er mit dem rühmlich-

ſten Eifer betreten hatte, verlaſſen müſſe. Die Erben des Predigers, die ihm nichts ſchuldig zu ſeyn glaubten, gaben ihm zu verſtehn, daß er das Haus ihres Anverwandten räumen möchte und ließen ihm von der Unterſtützung, die ihm ſein Pflegevater verſprochen hatte, keine Hülfe zufließen.

Niedergeſchlagen und traurig kehrte er zu ſeinen Aeltern zurück. Seine Troſtloſigkeit wurde dadurch noch vermehrt, daß der Vater ihm erklärte, er würde es wohl von ſelbſt einſehen, daß er ihn von ſeinem Wochenlohn nicht ſtudiren laſſen könne, daß er ſich daher entſchließen möchte, auch Zimmermann zu werden. Nur mit Mühe konnte es der Jüngling von ihm erhalten, daß er die Schule noch einige Wochen beſuchen durfte.

Er klagte dem Rektor unter den bitterſten Thränen ſeine Noth, daß er die Schule nun bald werde verlaſſen müſſen, um, als Zimmermann die Lehrjahre anzutreten. Dieſer edeldenkende Mann beruhigte ihn und ſagte: verzagen Sie nicht,

es wird wohl Rath werden! Er forderte darauf einige wohlhabende Familien der Stadt auf, sich zu einem freywilligen Beytrage zu verpflichten, damit der junge, gesittete und talentvolle Altdorf, die Universität beziehen und seine Studien vollenden könne. Seine Bitten blieben nicht unerhört. Es kam eine Summe von hundert Thalern zusammen. Der Rath Wendschenk machte sich anheischig, allein dreyßig Thaler zu geben, wenn der junge Mann die Rechte studiren wolle.

Der Jüngling mußte nun, von der Noth gedrungen und wenn er diese bedeutende Unterstützung nicht verlieren wollte, seinen Plan umändern und der Freude, einst Prediger zu werden, entsagen. Nach drey Jahren, die er seiner Bestimmung gemäß, auf der Universität fürtreflich angewandt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück.

Der Rath Wendschenk nahm ihn in sein Haus, verschafte ihm Gelegenheit, seine juristischen Kenntnisse zu üben und Altdorf richtete alle Aufträge zur größten

Zufriedenheit ſeines Gönners und Freundes aus. Redlich theilte er mit ſeinen armen Aeltern ſein Jahrgehalt. Die Altersſchwäche ſeines Vaters nahm dieſe milde, kindliche Unterſtützung an und bedurfte derſelben. Nach ſechs Jahren verheyrathete er ſich mit der jüngſten Tochter des Raths Wendſchenk und dieſer überließ ihm ſeine einträgliche Stelle.

Der nunmehrige Rath Altdorf war mit Arbeiten überhäuft; aber weil er ſich in frühern Jahren die nöthigen Kenntniſſe erworben, auch unter der Anleitung ſeines Schwiegervaters die Kunſt gelernt hatte, wie man ſich das Schwere leicht machen kann: ſo gelang es ihm, ſeinen Poſten ganz auszufüllen. Die Stunden der Ruhe und Erholung, weihte er ſeiner fürtreflichen Gattin und aufheiternden, geſelligen Freuden. Als ſich ſein Haus erſt mit Kindern anfüllte, die immer mehr heranwuchſen, da fand er in ihrem Kreiſe ſeine liebſte Unterhaltung. Die zwey Söhne wurden frühzeitig auf die Schulpforte bey Naumburg gebracht, es verheyrathete ſich eine Tochter nach der

andern. Das Haus war jetzt wieder so leer, wie vor einigen zwanzig Jahren, wo's der gute Altdorf mit seiner lieben Gattin zuerst betrat. Kinder, so pflegte er wohl bisweilen zu sagen, sind wie die jungen Vögel, die, wenn ihnen die Flügel gewachsen sind, und sie sich stark genug fühlen, das Nest verlassen, in dem ihr Leben begann, wo Aelterntreue und zärtliche Liebe sie wartete und pflegte. So ist's auch recht... Was sollen die Kinder im Hause! Sie gehören der Welt, und wohl mir, wenn sie der menschlichen Gesellschaft das sind, was sie ihr seyn sollen!

Es verfloß kein Jahr, wo ihn nicht eine Tochter, oder ein Sohn mit seiner Familie besuchte. Dies waren dann für ihn Festtage. Die Enkel und Enkelinnen waren dann immer vor Freude außer sich, wenn es zu den Großältern ging, von denen sie mit der zartesten Liebe behandelt wurden, die sie nie ohne die reichsten Geschenke entließen.

Der älteſte Sohn war Prediger in der Grafſchaft Ruppin. Jedesmal, wenn er zu ſeinen Aeltern reiſen wollte, traf es ſich ſo unglücklich, daß ſich entweder ſeine Gattin, oder eins von den Kindern unpäßlich befand, welches die gute Mutter dann nicht verlaſſen wollte; und ſo mußte er denn immer, zu ſeinem größten Bedauern, allein den weiten Weg antreten. Seine Gattin hatte vor ſechszehn Jahren ihre Schwiegerältern zum erſten und letztenmal geſehen, ſeine Kinder kannten ſie gar noch nicht und alle wünſchten nichts ſehnlicher, als einmal bey ihnen zu ſeyn.

Ueberhaupt erlaubten es die Geſchäfte und mancherley andere Hinderniſſe nie, daß ſich alle Geſchwiſter mit ihren Kindern einmal in dem Vaterhauſe zugleich verſammelten, was der gute Alte ſo ſehnlichſt wünſchte.

Der zweyte Sohn war in Polen vortheilhaft verſorgt und mußte ſeit mehrern Jahren auf das ſüße Vergnügen, ſeine Aeltern zu beſuchen, wegen der weiten,

beſchwerlichen und koſtſpieligen Reiſe, Verzicht thun. Uebrigens unterhielten die Geſchwiſter unter ſich und mit den Aeltern einen ununterbrochenen Briefwechſel und gaben ſich von ihren erfreulichen und traurigen Ereigniſſen von Zeit zu Zeit, genaue Nachricht. Die beyden Brüder kannten die Männer ihrer Schweſtern und die Schweſtern die Frauen ihrer Brüder noch nicht. Aber, ſie liebten ſich alle und ſchon war der Zeitpunkt beſtimmt, wo ſie die bisherigen Hinderniſſe, die ſie von der Reiſe nach Erfurt zurückhielten, beſiegen und ſich in dem Vaterhauſe einfinden wollten. Ein ſchreckliches Ereigniß, das Tauſende unglücklich machte, zerſtöhrte auch dieſen Plan, verſchob wenigſtens die Ausführung deſſelben noch auf eine ungewiſſe Zeit.

Der unglückliche Krieg zwiſchen Frankreich und Preußen, in dem dieſes ſonſt ſo glückliche Reich von ſeiner glänzenden Höhe durch die Uebermacht feindlicher Waffen herabgeſtürzt wurde, brach aus. Alle Geſchwiſter hatten gelitten. Der Prediger im Ruppinſchen wurde geplündert

und mußte auf mehrere Tage mit ſeiner Familie flüchten, und dem Feinde Haus und Hof preis geben. Es war unmöglich, alle die Forderungen, die an ihn gemacht wurden, zu erfüllen. Der harte Schlag, der das lange Glück der Preußen in wenigen Tagen zertrümmerte, das ſie unter der väterlichen Regierung ihres guten, allverehrten Königs genoſſen, traf den in Polen angeſtellten Bruder am empfindlichſten. Er verlor ſein ſämmtliches Vermögen, ſeinen einträglichen Poſten, erfuhr harte Beleidigungen und mußte, wenn ihn und die Seinigen nicht zuletzt der Hunger tödten ſollte, auswandern.

Er nahm das jüngſte, einjährige Kind auf den Arm, ſeine Gattin und die beyden andern Kinder folgten ihm nach, und ſo beſchloß er ſeufzend und wehklagend, nach ſeinem Vaterlande zurück zu kehren.

Mit unbeſchreiblichen Leiden hatte er unterwegs zu kämpfen. Oft fehlte es ihm an Brodt, den Hunger ſeiner Kinder zu ſtillen und an Waſſer, ihren Durſt zu

löſchen. Ihre Ermüdung war bisweilen ſo groß, daß ſie die nächſte Stadt, oder das nächſte Dorf nicht erreichen konnten, und unter freyem Himmel ſchlafen mußten. Ein großes Glück war es, daß keins von den Kindern krank wurde. Es fehlte ihm zuletzt ſelbſt am Gelde und er ſah ſich genöthigt, mitleidige Herzen um Unterſtützung und milde Gaben anzuſprechen. In Polen ſelbſt, verweigerte man ihm, als einem preußiſchen Staatsdiener, die Erfüllung jeder ſeiner Bitten; aber in Pommern theilte mancher mitleidige Landmann ſein letztes Stück Brodt mit ihm.

Nach vielen Gefahren und Mühſeligkeiten, kam die unglückliche Familie endlich in Berlin an und hier fand ſie das Ziel ihrer Leiden. Der Herr .... ſein Gönner und Freund, der ihn mit der herzlichſten Theilnahme aufnahm, zahlte ihm eine Summe aus, die hinreichend war, die Reiſe bis Erfurt, ohne Noth und Sorgen zurück zu legen. Er konnte es durchaus nicht über ſich gewinnen, ſeinen guten Bruder vorbey zu gehen, und achtete einen Umweg von mehrern Meilen

nicht, um zu erfahren, wie es ihm in dieſer Zeit der Noth ergangen ſey. In Berlin hatte er ſich einen kleinen, mit Leinewand bedeckten Wagen und ein tüchtiges Pferd, für einen äußerſt wohlfeilen Preis gekauft, ſeine Frau und Kinder ſetzten ſich ein, er machte den Kutſcher, und ſo gieng es raſch weiter.

Er fand ſeinen Bruder und Familie zu Hauſe und hatte durch flüchtige Erkundigungen bereits im Dorfe erfahren, daß auch an ihm der Kriegesſturm nicht unbeſchadet vorübergieng. Sprachlos fielen ſich die Brüder einander in die Arme. Siehe, Bruder, ſagte der Unglückliche, nach einer Weile, als er der Rede wieder mächtig wurde — das Liebſte und Theuerſte für mich auf der Welt, mein gutes Weib und meine lieben Kinder, habe ich gerettet, alles andere iſt verloren. Nicht einmal Wagen und Pferd, was du ſiehſt, gehört mir; das Geld iſt in Berlin dazu erborgt. Kann mich das Unglück tröſten, was Tauſende mit mir erlitten, ſo darf ich nicht klagen, ja, ich bin dann noch glücklich zu preiſen,

denn ich lebe noch mit den Meinen, bin bey einem liebreichen Bruder, und hoffe bey meinen guten Aeltern, Ruhe, Obdach und Nahrung wieder zu finden. Das Schickſal hat mich zwar hart verſucht; aber ich will nicht murren, denn die größten Drangſale ſind überſtanden und was noch mir bevorſteht, wird ja unter dem Beyſtande deß Himmels noch zu ertragen ſeyn.

Der Prediger umarmte ihn nochmals und ſagte: ach! wir prophezeihten uns Dein trauriges Schickſal wohl, zitterten ſogar für Dein Leben und das Leben der Deinen. Gott ſey gelobt, daß er euch erhalten hat! Beruhige dich nun, biſt du doch bey einem Bruder, der bereit iſt, alles, was er vermag, zu deinem Beſten zu thun; haſt du doch noch einen Vater, der ſich deiner herzlich annehmen wird. Der Sturm, in dem das Heil, die Freude, der Wohlſtand, das Lebensglück, ſo vieler Menſchen unterging, wird austoben. Die Welt bedarf ſtets Männer mit deinem Kopfe und Herzen; und an Freunden, die für deine Wiederanſtellung gewiß

Sorge tragen werden, fehlt es dir auch nicht. Vielleicht iſt's eine gütige Fügung des Himmels, die dich aus dem entfernten, undankbaren Polen ſchleuderte, um dich unſerer Liebe und Freundſchaft näher zu führen. Laß uns nicht verzagen vielmehr feſt glauben, daß die Allmachtshand, die Wunden ſchlägt, ſie auch heilen kann.

Nach einigen Tagen herrſchte unter den beyden Familien eine Liebe, ein Wohlwollen, als ob alle Mitglieder derſelben, Kinder eines Vaters wären.

Albert, der älteſte Sohn des Predigers, brachte unaufgefordert ſeinen beſten Anzug getragen und machte damit dem Sohne ſeines Onkels, der von ſeiner Größe war, ein Geſchenk. Als dieſer ſich weigerte die Kleidungsſtücke anzunehmen, ſo ſehr er ſie auch bedurfte, ſagte Albert: mein Vater kann mir dies alles wieder kaufen; aber der Deine iſt arm. Ach! um deinetwillen trage ich gern einen alten Rock, wenn ich auch in langer Zeit keinen neuen wieder erhalte. Ich bitte dich,

nimm an, was ich dir aus gutem Herzen gebe und mache mich nicht durch längeres Sträuben böse. Der Streit der beyden Knaben war rührend und da sich der eine nicht abweisen ließ und der andere von seinem Anerbieten keinen Gebrauch machen wollte, wurde er endlich von dem Prediger dahin entschieden: daß Alberts Wille in Erfüllung ging. Der Empfänger fiel seinem lieben Albert um den Hals innigst dankend; dieser aber sagte: an mir ist der Dank, denn, daß ich dir geben kann, ist mir die schönste Freude. . .

Unter heißen Thränen schieden die beyden Familien nach acht Tagen von einander.

Der Prediger ließ es nicht zu, daß sein Bruder in dem schlechten Wagen seine Reise fortsetzte. Er lieh ihm seine beyden besten Pferde und seinen verdeckten Wagen, gab ihm seinen Knecht mit, seine Frau sorgte für Lebensmittel auf den Weg und so trennten sie sich in der festen Hoffnung, sich in bessern Zeiten

und unter glücklichern Umſtänden wieder zu ſehn.

Gleich nachdem ihn ſein Bruder verlaſſen hatte, war der Prediger bedacht, an alle ſeine Geſchwiſter Briefe zu ſchreiben, im Weſentlichen folgenden Inhalts: mein Herz ſchwamm in Thränen, als ich unſern guten Bruder mit ſeiner Familie aus Polen ankommen ſah. Der Krieg hat ihn zum armen Manne gemacht. Er iſt vertrieben und hat ſeine Stelle verloren. Bey unſern Aeltern will er ſich von ſeinen Leiden erholen. Da wir alle, wie ich weiß, noch in der glücklichen Lage ſind, ihm eine beſtimmte Unterſtützung zufließen zu laſſen: ſo thue ich den Vorſchlag, daß ihm jeder von uns wo möglich jährlich hundert Thaler reiche. Das Opfer iſt zwar nicht gering, aber die Liebe wird's dem Nothleidenden gern bringen, ſo lange er noch ohne Amt iſt. Auch ohne dieſes Geſchenk, würde es ihm im Vaterhauſe an nichts fehlen; aber wir ſind verbunden, ihm den Schmerz zu erſparen, ganz durch väterliche Hülfe zu leben. Die ganze Summe werde ich an

den Kaufmann Kayser nach Erfurt senden der sie dem Bruder mit der Bemerkung: von unbekannter Hand kommend, zustellen soll. Erführe es der Bruder, daß wir seine Wohlthäter sind, so nähme er so wenig etwas an, als dies der Vater zugeben würde.

Alle Geschwister zeigten sich bereitwillig, den Vorschlag ihres Bruders einzugehen und ließen ihm unverzüglich die verlangte Summe zukommen.

Nach sieben Tagen kam der Knecht des Predigers von Erfurt zurück und konnte nicht genug von dem rührenden Empfange sagen, der den Ankommenden von den Aeltern widerfahren wäre. Der Schmerz habe sich bald in Freude verwandelt und er habe den alten Vater sagen hören: was dir genommen ist, lieber Sohn, das kann dir Gott alles wieder geben; aber, wenn du deine liebe Frau, oder eins von deinen Kindern verlohren hättest, oder wenn du gestorben wärst: wie groß würde dann das Leiden der Dei-

nen ſeyn! Der Himmel legt uns nicht mehr Kreuz auf, als wir tragen können.

Nicht genug konnte der Knecht die Güte rühmen, die er in dem Hauſe genoſſen hatte. Noch am Morgen als er abfuhr, drückte ihm der alte Mann zehn harte Thaler mit den Worten in die Hand: das gehört dir, mein Sohn, weil du mir meine Kinder unbeſchadet überbracht haſt.

Es waren allerley Spielſachen für die Kinder in dem Wagenkaſten die viel Freude machten. In einem Briefe des Vaters an ſeinen Sohn hieß es: du haſt an deinem leidenden Bruder eine ſehr heilige Pflicht erfüllt, wofür dich dein Herz belohnen wird. Mit Thränen des Dankes im Auge, hat er mir erzählt, wie gütig du ihn aufnahmſt. Deine Frau hat das Herz ſeiner Gattin für immer gewonnen. Wir küſſen ſie alle in Gedanken. Albert, der ſeinen beſten Anzug, voll mitleidsvoller Güte, dem armen Wilhelm freywillig darreichte, ſoll nächſtens von mir dafür belohnt werden; du mußt mir

dieſe Freude ſchon erlauben. Von der ſüßen Hoffnung, euch noch einmal bey mir zu ſehen, eh ich die Erde verlaſſe, kann ich mich nicht trennen. Der Krieg wird ja austoben und dann, hoffe ich, feyern wir hier zuſammen das Friedensfeſt. Dein Bruder wollte auch an dich ſchreiben, aber die zu große Rührung, als er die Feder ergriff, ließ ihn nicht dazu kommen; Thränen der Liebe und des Danks erlöſchten das Geſchriebene. Unter Brüdern, wie ihr ſeyd, bedarf's ja auch nicht der ſchriftlichen Verſicherungen gegenſeitigen Wohlwollens, gegenſeitiger Herzlichkeit. Faſt möchte ich dem Himmel danken, der Deinen Bruder mit ſeiner Familie aus Polen trieb; denn ſeit er hier iſt, fühle ich mich wie neu geboren. Seine Frau iſt ein herrliches Weib, und ſeine Kinder — Du kennſt ſie — ſind Engel. Eins ſitzt mir auf dem Schooſe, das andere hält mich umarmt, indeß das dritte ſich mit dem einen um den Platz auf dem Schooſe ſtreitet ꝛc.

Nach acht Wochen erhielt der Prediger von ſeinem Bruder ein Schreiben, des

Inhalts: wie glücklich bin ich mit den Meinen! Große Freuden folgten dem Leiden, das mich traf. Auch der Vater meynt, daß er ſeit vielen Jahren nicht ſo munter und froh geweſen ſey, als ſeit dem wir hier ſind; die Kinder kommen faſt nicht von ſeiner Seite. Und Mutter ſagt, daß ſie in meiner Frau eine ſehr liebe, liebe Tochter erhalten habe. Gott, wie wohl thut mir das! — Den Wunſch, bald in einem öffentlichen Amte wieder angeſtellt zu werden, darf ich gar nicht äußern; denn die Aeltern wollen es ernſtlich, daß ich ſie nie wieder verlaſſe. Denke dir, da zahlt mir der Kaufmann Kayſer, vor etlichen Tagen vierhundert Thaler, und als ich den unbekannten Wohlthäter wiſſen will, zeigt er mir eine Anweiſung ohne Unterſchrift. Was ſoll ich davon denken? wem dafür danken! Faſt muß ich den edlen Freund in Berlin vermuthen. Du erhälſt hierbey hundert Thaler, zur Tilgung meiner bey der Durchreiſe in Berlin gemachten Schuld. Befördere das Geld, mit einliegendem Dankſchreiben auf die Poſt. — Worte ſind es nicht, mit denen ich dem edlen Ge-

ber, der keinen Dank verlangt, segene; aber mein Gebet für sein Wohl steigt täglich zu Gott empor. Meinem Vater ist dies Geschenk ein neuer Beweis, daß Edelmuth und uneigennützige Herzensgüte, selbst im Drange der Zeit, noch die schönen Tugenden sind, die die Menschheit ehren. Gott erhalte dich und die Deinen ꝛc.

So verfloß eine geraume Zeit, in der der Prediger einigemal von seinem Bruder aufgefordert wurde, sein Gesuch um Wiederanstellung in Berlin, durch mündliche Fürsprache zu unterstützen. So unentbehrlich er seinem Vater war und so herzlich es dieser wünschte, ihn bis zu seinem Lebensende bey sich zu behalten, so war es doch nicht anders möglich, als daß der an Thätigkeit gewöhnte Sohn nach einem neuen Amte trachtete, das ihn ehrte und nährte. Der Prediger hatte, seines Bruders wegen, zweymal die Reise nach Berlin gemacht; allein er kehrte jedesmal mit dem niederschlagenden Bescheid zurück: daß, da so viele Unglückliche, die in bitterer Armuth schmachteten, angestellt werden müßten, man auf die, die

in minder drückender Lage wären, keine Rückſicht nehmen dürfe, und daß, ſobald es im Lande nur ruhiger werde und die alte Ordnung der Dinge wieder zurückkehre, man auf ſeinen Bruder, der in dem Rufe eines talentvollen, geſchickten und fleißigen Arbeiters ſtehe, beſtimmt achten werde; nur müſſe er ſich für's erſte noch gedulden und ſich mit der Hoffnung tröſten, daß man ihn ſobald als möglich wieder in Thätigkeit ſetzen werde.

Schon war das dritte Jahr verfloſſen und der brave Altdorf war noch nicht wieder angeſtellt. Es wurden ihm in Erfurt und in Sachſen während dem mehrere vortheilhafte Anerbietungen gemacht, die er aber ausſchlug, weil ſein ganzes Herz an dem preußiſchen Staate hing und deſſen König, wie den huldvollſten Vater liebte und verehrte. Es war ihm unmöglich, ſich von einem Monarchen zu trennen, der im Unglücke die bewundernswürdigſte Seelengröße zeigte, der immer der wahre, gerechte, feſte, edle Mann blieb. Die Hoffnung, daß er endlich ſeinen liebſten Wunſch erfüllt ſehn werde, wurde ihm gewiſſer, als es in den öffent-

lichen Blättern hieß: der König werde den drey und zwanzigsten December in seine Königsstadt zurückkehren. Er beschloß, mit seinem Bruder, den er mit seiner Familie in Erfurt erwartete, nach dem Ruppinschen zurück zu reisen, sich seiner obern Behörde vorzustellen und um ein Amt, das ihm schriftlich versprochen war, zu bitten.

Der ganze Reiseplan, der sich auf den unausbleiblichen Besuch seines Bruders gründete, wurde durch folgenden wichtigen Umstand veranlaßt. Der Geburtstag des alten Vaters fiel auf den eilften Februar und an demselben Tage wollten die Aeltern ihre Jubelhochzeit feyern. Sie dachten oft daran und sprachen bisweilen davon, daß diesem Feste alle Kinder und Kindeskinder beywohnen möchten; indem dies sicher der letzte glücklichste Tag ihres Lebens sey. Sie dachten sich die Freude, alle die Lieben in ihrem Hause versammelt zu sehn, als die entzückendste. Welche herrliche Bekanntschaften würden dann nicht entstehn, meinte der Greis. Ach! und wenn ich mir

dann, ſagte er, die frohe, um uns verſammelte Enkelſchaar denke: welche unausſprechliche Herzensgenüſſe würde mir die junge Welt gewähren, von der ich mich mit meiner guten Alten als die Lebensquelle betrachten kann. Doch, der Meinung waren beyde, daß man ſich in den jetzigen, ſo drückenden Zeiten, ſo manches ſchöne Vergnügen verſagen müſſe. Die Kinder haben alle durch den Krieg gelitten, ſagte der Vater weiter, wir können ihnen unmöglich jetzt eine Reiſe zumuthen, die ohne bedeutende Koſten, nicht unternommen werden kann.

Aus angeführten Gründen beſchloſſen die Aeltern, in den Briefen an ihre Kinder der Jubelhochzeit mit keiner Sylbe zu gedenken. Der bey ihnen lebende Sohn meldete aber ins geheim allen ſeinen Geſchwiſtern den oft geäußerten Wunſch der Aeltern, ſie alle den eilften Februar in Erfurt verſammelt zu ſehn und lud ſie, herzlich bittend, zu dem Feſte ein. Ich glaube es gern, ſchrieb er, daß eine ſo weite Reiſe, in einer ſo rauhen Jahreszeit, zumal mit Kindern, die durch-

aus nicht zurück bleiben dürfen, viel Abschreckendes hat; glaube nicht minder, daß die Kosten jetzt nicht unberücksichtigt bleiben dürfen; allein denken wir nach, was die guten Aeltern einst für uns thaten, was wir ihnen schuldig sind: so werden wir uns gern bereit finden lassen, selbst durch die größten Opfer ihnen eine Freude zu erkaufen, die sie in Gedanken schon so entzückt. Wissen dürfen sie nichts davon, daß ihr kommt. Es ist mein Rath, ihr trefft den zehnten Februar, in dem Gasthofe: zum römischen Kaiser ein, laßt mich im voraus die nöthigen Quartiere besorgen und berathschlagt dann mit mir gemeinschaftlich über die Manier, wie ihr euch den Aeltern zu nahen hättet. Wer weiß, ob wir sie noch lange haben! Der schöne Eindruck, das zarte Kindesliebe euch um sie versammelte, wird euch ewig bleiben und selbst für eure Kinder wohlthätig seyn.

Seinen Bruder meldete er noch besonders: ich reise mit dir zurück, um nach Berlin zu gehen und persönlich alles aufzubieten, um meine Anstellung zu

bewirken; denn ich ſehe wohl, daß alle meine ſchriftlichen Bitten und deine brüderlichen Bemühungen, ohne den erwünſchten Erfolg ſind. Beurtheile meine Liebe zu Preußen, nach der Beharrlichkeit meiner Hoffnung, wieder ein Unterthan des beſten Königs zu werden!

Dieſen Brief erhielt der Prediger den zehnten December. Der Entſchluß, nach Erfurt zu reiſen, wurde nach einigen Ueberlegungen gefaßt. Vorher aber wollte er noch einmal nach Berlin reiſen, um ſein Geſuch wegen ſeines Bruders, zum letztenmal zu wiederholen. Nach einigen Tagen empfing er Briefe aus Berlin, in denen ihm ſeine Freunde die beſtimmte Nachricht ertheilten: daß die Ankunft des königlichen Paars, den drey und zwanzigſten December Nachmittags, beſtimmt ſtatt finden würde. Nun, ſagte der Prediger zu ſeiner Gattin, ſo ſoll mich auch nichts hindern, den Einzug des allgeliebten Monarchen in ſeine Königsſtadt, zu ſehen. Oft wurde mein Herz in den Schmerzensjahren von dem bitterſten Kummer zuſammengepreßt, wenn ich an

seine Entfernung von uns dachte. Das Wiedersehen eines Mannes, den jeder Redliche lieben und verehren muß, wird mich reichlich für meine bekümmerte Theilnahme entschädigen.

Seine Gattin, die das Herz ihres Mannes kannte, das heiße Verehrung für den König und für das Vaterland fühlte, wünschte ihm den hohen Seelengenuß, erklärte aber auch zugleich: daß der Anblick des Königpaars sie schmerzhaft erschüttern und daß sie deshalb nicht mitreisen werde. Gut, sagte der Prediger, wenn Freude an dem Tage nicht das siegende Gefühl deines Herzens seyn kann, so bleib zurück; aber meine beyden wackern Jungen mußt du mir mitgeben. Sehn sollen sie den Mann, der durch seine Festigkeit, durch seinen Muth, durch seinen edlen Sinn, durch seine Liebe zum Volk, den besten Königen, die die Geschichte aufzuweisen hat, an die Seite gestellt zu werden verdient; der im Unglücke groß und größer war, als Tausende im Glücke.

Die beyden Knaben fielen dem Vater vor Freude um den Hals, daß ſie den König ſehen ſollten, von deſſen hohen Tugenden er ſich mit ihnen manche Stunde unterhalten hatte, den ſie gleich achteten, als liebten. Ja, Kinder, ſagte er in der Begeiſterung, ihr ſollt ihn ſehn, den von ſeinem Volke angebeteten Mann, dem euer Herz ſchon Liebe und Treue geſchworen hat, für den ihr Blut und Leben laſſen müßt. Ihr ſollt den Jubel des Volks ſehen, die Ausbrüche des Danks und der Freude, daß Gott ihm den König wieder gab, vernehmen, das Feſt mit feyern, wo der Herrſcher unter ſeinen Unterthanen, wie der Vater im Kreiſe ſeiner Kinder erſcheint; die Rührung ſollt ihr in ſeinen Blicken, die Thränen auf den Wangen der guten Königin ſehen. Unvergeßlich wird euch dieſer Tag bleiben, den das ganze Land im Stillen wie ein Dankfeſt feyert und ewig mag er euch an das Glück erinnern, daß uns Gott einen ſolchen König gab. Seine ſchönſten Provinzen hat er verloren, aber das Reich ſeiner Tugenden, hat ſich unendlich erweitert!!!!

Der Prediger übertrug die Geschäfte seines Amtes einem benachbarten Freunde, und trat die Reise den zwey und zwanzigsten December auch in der Absicht mit an, nichts unversucht zu lassen, um den Wunsch seines guten Bruders zu erfüllen.

Die Freude der beyden Knaben, die Berlin noch nicht gesehen hatten und jenem herzerhebenden Schauspiel entgegen giengen, äußerte sich auf die lebhafteste und rührendste Weise. Die Gespräche unterwegs waren so unterhaltend, das Wetter so schön, daß sie auch nicht über die geringste Beschwerde und Müdigkeit klagten, ob sie gleich den süßen Schlaf für die Nacht, da sie schon um Mitternacht abreißten, entbehrt hatten.

Es war um vier Uhr Nachmittags, als sie durchs Brandenburgerther fuhren. Gerührt, schlug der Prediger den Blick zur Erde, als er mit einem trüben Gedanken sich der Kriegsübel erinnerte, unter denen die Hauptstadt seufzte. Die lauten Ausbrüche des Erstaunens und der Freude seiner Kinder über die Prachtge-

bäude unter den Linden, über die Menschenmasse, die auf- und niederwogte, über den frohen Tumult, der schon deutlich ein bevorstehendes, glückliches Ereigniß ankündigte: dies alles versetzte seine Seele bald wieder in eine heitere Stimmung. Im Vorbeyfahren zeigte er ihnen das Rüsthaus, die bürgerliche Wohnung des Königs, das Schloß, den in Erz gegossenen, siegenden Churfürsten ꝛc. und quartirte sich dann in dem Gasthofe, zum schwarzen Adler, ein.

Nun, Kinder, sagte der Vater, nachdem er sich umgekleidet hatte, bleibt ruhig auf eurer Stube; ich komme vielleicht erst nach einigen Stunden wieder. Ich muß jetzt einen Gang thun, um zu erfahren, ob man eurem Onkel in Thüringen, endlich einen Posten geben wird.

Die Freude des Predigers, seinen König zu sehen, sollte dadurch noch vermehrt werden, daß er jetzt die königliche Zusicherung erfuhr, vermöge deren sein Bruder im Monat May in Berlin angestellt werden sollte. Sie kommen, wie gerufen, sagte

man ihm; vor einer Stunde ist aus Königsberg der Befehl eingetroffen, daß ihrem Bruder der gesuchte Posten werden soll. Wären sie nicht gekommen — morgen sollte ihm dieses nach Erfurt gemeldet werden.

Der Prediger freute sich herzlich und konnte kaum Worte für seine dankbaren Gefühle finden. Auch ich freue mich, sagte der Mann, bey dem er sich immer deshalb verwandt hatte, wenn ich ihrem würdigen Bruder gefällig seyn konnte, und es ist mir ungemein lieb, einen so geschickten Mann in meiner Nähe zu haben. Vielleicht macht es ihnen Vergnügen, diesen schriftlichen Beweis königlicher Huld, ihm selbst einzuhändigen; da, nehmen sie ihn mit. — Ach! das würde mir das süßeste Vergnügen seyn, erwiederte der Prediger; aber wird von seiner Seite auch nichts versäumt werden, wenn er die Schrift im Februar erst erhält? — Sicher nichts. — Nun, so werde ich ihn selbst damit aufs angenehmste überraschen! —

Der Prediger eilte zu seinen Söhnen zurück und rief ihnen entgegen, indem er ihnen die Schrift zeigte: Seht, lieben Kinder, unser guter König hat euren Onkel, den ihr so liebt, nicht vergessen. Dieses Schreiben enthält den Befehl zu seiner Anstellung in Berlin. Freut euch mit mir darüber, aber schweigt, denn die Sache soll noch ein Geheimniß bleiben. In Erfurt will ich meinem Bruder damit ein Geschenk machen.

Allenthalben, wo der Vater mit seinen Kindern an dem Abende noch war, wo er Menschen versammelt fand, äußerte man in den herzlichsten Ausdrücken die rührendste Theilnahme über die Rückkehr des Königpaars. Welche Wünsche, welche Gebete stiegen für dasselbe zum Himmel empor! Jeder schien die bittern Erfahrungen der Vergangenheit auf einmal vergessen zu haben; die reinste Wonne hatte Aller Herzen ergriffen, der wärmste Dank gegen die Güte Gottes alle Gemüther entflammt. Kein Prachtaufwand wurde hier geboten. Vielmehr verbot der König allen eitlen, kostbaren Prunk, legte Tausende

selbst auf den Altar des Mitleids zum Besten der Armen und wußte es wohl, daß er auf die herrlichen Huldigungen aller Herzen, auf das Freudejauchzen des Volks, auf Thränen der Liebe rechnen durfte.

Ein goldenes Roth färbte den Morgenhimmel und verhieß der Königsstadt einen schönen Tag. Es schien, als ob sich die Natur mit der sehnsuchtsvollen, entzückten Nation verband, um den königlichen Einzug zu verherrlichen. Auf den Straßen zogen Schaaren von Menschen dem Bernauer Thore zu und alles gewann das Ansehn einer Feyerlichkeit.

Des Nachmittags suchte der Prediger mit seinen Kindern, einen Platz, dem königlichen Palais gegenüber, zu gewinnen. Hier nun erreichte die sehnsuchtsvolle Unruhe der Kinder den höchsten Grad. Endlich ertönte die Luft von dem Freudengeschrey: der König kömmt!! Da kam er, der sehnlichsterwartete Mann, umringt von seiner Volksfamilie. Tiefe Rührung lag in seiner Mine, Dank

ruhte auf seinen Lippen, Freude, sich so geliebt zu sehen, glänzte aus seinen Augen. Was sein Herz unter der Last der allgemeinen Wonne empfand, mit der seine Fürstentugend ihn lohnte, das wußte nur er selbst und Gott. Unwillkührlich faltete der Prediger die Hände, als er ihn erblickte, richtete sein Auge gen Himmel und dachte die Worte: erhalte ihn uns noch lange, lange, guter Gott! Die beyden Knaben riefen laut: es lebe der König!

Am Abend des folgenden Tages kamen sie wieder in ihrer Heimath an und die Thränen standen den Kindern in den Augen, als sie der Mutter erzählten, daß sie den König gesehen hätten.

Es trafen Briefe von allen Geschwistern ein, in denen sie die größte Bereitwilligkeit zeigten, den zehnten Februar in Erfurt einzutreffen und in denen sie den Prediger baten, ja nicht zurück zu bleiben.

Es wurden nun Anstalten zu der großen Reise getroffen. Die Kinder

freuten sich inniglich, ihre Großältern zu sehen und alle die Kinder der übrigen Familien. Sie passirten auf der Reise die Städte Ruppin, Rathenau, Genthin, Magdeburg, Kalbe, Mansfeld, Sangerhausen, Helbrungen ꝛc. und kamen nach vier Tagen am Abend, da in den Häusern schon die Lichter brannten, in Erfurt in dem bestimmten Gasthofe an.

Alle andere Geschwister mit ihren Kindern, zwölfe an der Zahl, Knaben und Mädchen, waren schon da und sehnten sich schmerzlich nach dem Bruder, der so lange auf sich warten ließ. Einige von ihnen hatten die süße Hoffnung, daß er kommen würde, bereits aufgegeben, als er mit dem Gruß der Bruderliebe in ihre Mitte trat.

Es war ein unbeschreibliches Glück, was Schwestern und Brüder, Schwäger und Schwägerinnen und alle ihre Kinder genossen. Alle waren ein Herz und eine Seele. Die, die sich noch nicht per-

ſönlich kannten, flogen einander in die Arme, drückten ſich die Hände, und ſegneten den Augenblick, der ſie zuſammenführte. Unter den Kindern war's nicht anders. Ohne daß ſie ſich je geſehen hatten, wußten ſie ihre Nahmen zu nennen, kannten ſie ihre Geburtstage und die Zahl ihrer Jahre. Tauſend Dinge hatten ſie ſich zu erzählen. Sie beſchenkten einander und waren in ihrem Herzen ſehr glücklich. Es ſchien, als ob ſie alle Kinder eines Vaters wären. Nach den erſten Ergießungen der Liebe und der Freundſchaft, dankte der aus Polen vertriebene Bruder ſeinen Geſchwiſtern in den herzlichſten Ausdrücken, daß ſie ſeine Bitte erfüllt hätten und zur Feyer der Jubelhochzeit nach Erfurt gekommen wären. Er habe dies von ihrer Kindesliebe wohl erwartet, ſagte er und ſetzte hinzu: in dem Augenblicke, da ich mit meiner Frau von den Aeltern ging, um euch hier zu erwarten, ſprachen ſie noch von euch. Der Vater ſagte: wir feyern zwar morgen mit unſern Freunden ein Feſt; aber wie köſtlich und unvergeßlich würde der Tag für mich ſeyn, wenn meine Kinder und Kindeskinder hier wären! Wie

wollte ich sie an mein väterliches Herz drücken! sie die ich wie mein Leben liebe und täglich mit in mein Gebet einschließe.

Jetzt wandte sich der Vertriebene an seinen Bruder und fragte ihn: wie steht's mit meiner Anstellung? — Dieser, der ihn nicht niederschlagen wollte, antwortete: du darfst dich der Erfüllung deines Wunsches, in unserm Lande angestellt zu werden, versichert halten: diesen Bescheid erhielt ich bey meiner letzten Anwesenheit in Berlin. Der Prediger wollte durchaus jetzt noch nicht ein Geheimniß mittheilen, das er dem folgenden Tag zugedacht hatte, mit dessen Endeckung er Veranlassung zu einer neuen Freude geben wollte.

Es wurde nun unter den Geschwistern ausgemacht, daß sie kein Wort über den Schaden, den sie durch den Krieg erlitten, verlieren wollten. Laßt uns seyn, sagte der Prediger, der über die Freude, morgen seine Aeltern zu sehn, ganz außer sich war, laßt uns seyn, wie diese Kinder, die sich des gegenwärtigen

Augenblicks freun, und weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit denken; durch keine Klage müſſen ſie getrübt werden, dieſe köſtlichen Stunden des Beyſammenſeyns. Ein jeder von uns hat ſeine Laſt getragen und dem Himmel ſeys noch gedankt, daß wir nicht alle ſo unglücklich waren, wie unſer gute Bruder; aber auch ihn wird ein guter Gott entſchädigen.

Der Bruder verließ nebſt ſeiner lieben Frau gegen 10 Uhr die Geſellſchaft, um zu ſeinen Aeltern zurückzukehren und ſagte: ſo wie es morgen ein Uhr ſchlägt, ſo tretet den Weg nach dem Vaterhauſe an; ich glaube gewiß, daß die eingeladene Geſellſchaft dann verſammelt ſeyn wird. Ohne es deutlich herauszuſagen, halte ichs doch für Pflicht, die Aeltern vorzubereiten, daß die Möglichkeit Eures Beſuchs ſtatt finden könne, und daß man auf Eure Erſcheinung an einem ſo wichtigen Tage gefaßt ſeyn müſſe, damit ſich die überraſchende Freude nicht in Schmerz verwandelt und den guten Aeltern nicht ſchädlich wird.

So angreifend die weite Reise für alle gewesen war, so wandelte dennoch keinem die Lust des Schlafs an. Die Gewohnheit, früh zu Bette zu gehen, hatte selbst ihre Gewalt über die kleinsten Kinder verloren; sie waren munter, gesprächig, plauderhaft, liefen von einem zum andern, dachten an keine Zeit und wünschten alle, daß die glücklichen Stunden noch recht lange dauern möchten. Eben so die Aeltern. Auch Sie waren so sehr in anziehende Gespräche vertieft, daß mehrere ausgebrannte Lichter sie an die Pflicht mahnen mußten, sich niederzulegen.

Tausend, sagte der Prediger, der nach seiner Uhr sah, das hätte ich doch nicht geglaubt, schon zwölf Uhr? — Ey, was geht uns die Uhr an, Bruder, sagte seine jüngste Schwester zu ihm, es heißt ja: dem Glücklichen schlägt keine Stunde! Wer wollte einer Freude, die nur mit der Wonne der Engel verglichen werden kann, nicht gern einige Stunden Schlafs zum Opfer bringen! Nur der Mensch lebt, der so seelig wacht, wie

wir; Schlaf iſt todt. — Aber die Natur fordert dieſe Erholung, erwiederte der Prediger. Vielleicht genöſſen wir die morgende Freude nicht mit ganz heitern Sinnen, wenn der Körper ſich nicht gehörig ausgeruht hätte. Den Seelengenuß, der unſerer wartet, können wir uns durch zu langes Wachen ſehr ſchmälern. Da ich hier der Aelteſte bin, nehme ich's mir ſchon heraus, dringend zu bitten, daß wir zu Bette gehen.

Noch ſchwieriger war es, das Kindervölkchen zur Ruhe zu bringen. Sie konnten gar nicht von einander kommen, eines hatte dem andern immer noch etwas zu ſagen. Es war zu bewundern, wie leicht ſich dieſe guten, uneigennützigen, wohlwollenden Herzen, ohne Mißtraun und Verdacht, einander nahten, ſich liebten und den Bund der Freundſchaft ſchloſſen.

Eh der Morgen noch graute, waren alle wieder wach. Der erſte Gedanke des Predigers, als er erwachte, war, ein inbrünſtiges Gebet zu Gott, für das Wohl

seiner Aeltern. Er wünschte ihnen alles mögliche Gute und dankte im Herzen für alle Beweise der Liebe, die er durch ihre Güte empfing. Durch sie, so dachte er, bist du unter dem Beystande des Himmels das geworden, was du bist! Ewig soll kindliche Liebe und Dankbarkeit gegen sie, das herrschende Gefühl deines Herzens seyn. Schenke ihnen, sagte er laut, und Thränen rollten über seine Wangen, noch ein langes Leben, Allgütiger, verheitere ihr Alter, und laß sie zum Preise ihrer älterlichen Zärtlichkeit, Freude an ihren Kindern und Kindeskindern erleben!

In den verschiedenen Schlafzimmern brannten schon Lichter, die Kinder hatten kaum so viel Ruh, ihren Anzug zu vollenden und liefen halbangezogen unter einander umher. Das frohe Ungestüm des Scherzens, Lachen, Singens und Springens, legte sich, als sich die Aeltern in einem großen Saal zum Frühstück einfanden. Die ersten Stunden ihres Beyeinanderseyns waren, ohne daß es irgend eine Art des Zwanges gebot, einzig dem Andenken der guten Aeltern geweiht. Die

ſchönſten Züge aus ihrem Leben wurden erzählt; alle Kinder hörten zu, als ihre Aeltern ſprachen und keines ſtöhrte durch das kleinſte Geräuſch die feyerliche Aufſtellung edler Thaten.

Der Prediger ſagte: am lebhafteſten wird unſer Dankgefühl, am innigſten unſere Liebe gegen die Aeltern, am tiefſten der hohe Werth ihrer Bemühungen um uns empfunden, am höchſten ihre Sorge und Pflege geſchätzt, wenn uns Gott ſelbſt mit Kindern ſegnete. Gern wollen wir die übernommene Schuld an unſere Kinder abtragen. . . Laßt uns denn vertrauungsvoll glauben: auch unſer Werk, unſere Kinder zu braven, edlen, brauchbaren Menſchen zu erziehn, werde der Himmel nicht ungeſegnet laſſen. Kinder, ſo redete er ſie jetzt an, ihr werdet heute eure Großältern ſehen; in ihrer Nähe erfülle eure jugendliche Herzen Ehrfurcht, Liebe und Dank. Sie ſind auch Eure Wohlthäter; ohne ſie wären Eure Aeltern nicht wäret Ihr nicht. Zeigt ihnen durch Euren kindlichen Sinn, durch Eure Zärtlichkeit, wie theuer ſie Euch ſind... Be-

weißt es ihnen, daß Eure Seelen zur Achtung, zum Wohlwollen gegen sie gebildet sind. In der Nähe dieser Guten, schweige jede lärmende Bewegung; geht mit achtungsvoller Stille auf sie zu, küßt ihnen Hand und Mund, redet, wie mit Euren Aeltern, sie werden Euch verstehen und Euch mit Liebe entgegenkommen. Merkt auf ihre Worte und Minen und fordern sie Euch zur Freude auf: überschreitet ja nicht die Grenzen einer anständigen Fröhlichkeit! Gute Kinder sind die Ehre der Aeltern und wir alle möchten es gern, daß eure Großältern unsere Bemühungen um Euch, mit ihrem Beyfall lohnten.

Die Kinder versprachen, durch ihr Betragen keine Veranlassung zum Tadel zu geben.

Nach acht Uhr kam der Bruder von den Aeltern und brachte die Nachricht, daß sie vorzüglich heiter aufgestanden wären. Ich stattete ihnen meine Glückwünsche ab, sagte er; sie waren sehr gerührt und der Vater äußerte: ach! hätte ich

heute meine Kinder alle um mir, so wäre dieser Tag der schönste und merkwürdigste meines Lebens! Denken werden sie wohl heute an uns und sich zu uns wünschen, da es ihnen gewiß nicht entgangen ist, daß heute unser Hochzeittag ist, den wir ja jährlich mit meinem Geburtstage feyerten. — Und was hast du ihm darauf erwiedert? fragte der Prediger. — Ich antwortete: gewiß werden sie heute Ihrer gedenken, ja vielleicht auch Ihre goldene Hochzeit feyern. — Das ist möglich, meynte er; aber, ich wundere mich doch, daß ich von keinem ein Glückwunschschreiben erhielt. — Wer weiß, was das bedeutet, fiel ich ihm ins Wort, daß kein Brief von ihren Kindern kam. — Was sollte denn das bedeuten? — Daß sie vielleicht mündlich ihren Glückwunsch abstatten wollen? — Sohn, sagte er: mache mir das Herz nicht warm, schmeichle mir nicht mit Hoffnungen, die unerfüllt bleiben! — Man muß sich in der Welt, wo so vieles unerwartet geschieht, auf alle mögliche Ereignisse gefaßt halten, wenn man nicht schreckhaft überrascht werden will. — Befremdend ist mir's

aber doch, daß wir seit längerer Zeit keine Briefe von den Geschwistern erhielten. — Sohn, wenn du mehr weißt, als ich, wenn das erfüllt werden sollte, was ich nur wünsche, nicht glaube, so rede. . . .

Diese Worte des Vaters, dem ich nie eine Unwahrheit sagte, fuhr der Bruder fort, setzten mich in die größte Verlegenheit. Im ersten Augenblicke wußte ich nicht, welche Antwort ich ihm geben sollte. Da die Unwahrheit hier nicht schadete und ich sonst den ganzen Plan verrathen hätte, erwiederte ich: lieber Vater, ich kann weiter nichts sagen, als nur sie bitten, sich mit der Mutter auf die Möglichkeit vorzubereiten, daß die Geschwister, wider alles Erwarten, heute noch in Erfurt erscheinen könnten. Kommen sie nicht, so werden sie sich leicht beruhigen, kommen sie aber, dann wird ihre Freude nicht so groß seyn, daß wir fürchten müßten, sie werde ihnen schädlich werden. — Du glaubst also, fragte der Vater, indem er mich mit forschendem Auge ansah, daß es am klügsten ist, wenn wir hoffen und zweifeln? Wie aber, wenn die Hoffnung

über den Zweifel ſiegte und ich ſie, die mein Herz ſo gern unterhält, dann fahren laſſen muß? — Nun ſo machten ſie eine Erfahrung, die Ihnen zwar wehe thun, gewiß aber nicht die erſte in Ihrem Leben ſeyn würde.

In dieſer Stimmung verließ ich die Aeltern unter dem Vorwande, ein kleines Geſchäft zu verrichten. Der Vater rief mir mit einer ſehr glücklichen Mine nach: wirſt du ſie mitbringen?

Dieſe Frage gab unter den Geſchwiſtern zu vielen Berathſchlagungen Anlaß. Einige meinten, daß es am beſten ſey, ſogleich mit dem Bruder zu den Aeltern zu gehen. Die meiſten Stimmen aber waren der Meinung: dem Plane treu zu bleiben und die Aeltern erſt dann zu überraſchen, wenn die Gäſte im Vaterhauſe verſammelt wären, und man ſich zu Tiſche ſetzen wollte. Der Bruder ſtimmte dieſer Meinung um ſo mehr bey, da er noch Zeit zu gewinnen hoffte, die Aeltern auf das frohe Ereigniß vorzubereiten.

Je näher der Zeitpunkt des Wiederſehens heranrückte, um ſo gröſſer wurde die Unruhe. Der Prediger war über die bevorſtehende Freude in tiefe Gedanken verſunken und ſprach wenig. Die Zwiſchenzeit auszufüllen, entſchloß er ſich, mit den Knaben einen Gang zu machen und ihnen die wichtigſte Merkwürdigkeit von Erfurt zeigen. Acht Knaben umringten ihn, baten, ſie mitzunehmen.

Ihr ſollt die Zelle Luthers und ſein Bild ſehen, ſagte er: beydes findet ſich in dem alten Auguſtinerkloſter. In der groſſen gemalten Bibel, die daſelbſt aufbewahrt wird, könnt ihr auch Züge von ſeiner Hand leſen. Er war der gröſte Mann ſeiner Zeit, der die Fackel der Wahrheit aufſteckte, die ſo lange, als der Bau der Erde ſteht, wohlthätig leuchten wird. In der Bruſt dieſes Mannes wohnte eine unbeſiegbare Kraft. Mächtig ſtemmte er ſich den verderblichſten Misbräuchen in Sachen der Religion entgegen; er zerbrach die Sclavenketten, die geiſtliche Despoten der Menſchheit auflegten und errang Millionen Menſchen die unſchätz-

bare Freyheit des Denkens und Glaubens. Er, ein armer Mönch, liefert uns den Beweis, was ein Mensch mit Ernst, Ausdauer und Muth, gegen gewaltsame Bedrückungen vermag. Er lebte und strebte einzig für seine gute Sache und war jeden Augenblick bereit, sein Leben für sie zu lassen. Lernt von ihm die Verachtung der Gefahr; wenn sie euch auf dem Pfade zu einem herrlichen Ziel begegnet, laßt euch durch sie nicht abschrecken, es zu erreichen. Kämpft für Tugend, Freyheit, Gott und Religion; ihr werdet zuletzt siegen, wie er, und das Laster muß unterliegen. Wer in edlem Streite fällt, dem reicht Gott die Hand, den belohnt er im Himmel.

Hier schwieg der Prediger, nahm Stock und Hut und die Knaben folgten ihm nach. Erst nach einer Stunde kam er wieder zurück und diese hatte er für die Kinder sehr nützlich verwandt. Ihre Stimmung war feyerlich und ernst und erst nach einer langen Weile, als sie unter den andern Kindern waren, konnten sie sich wieder zu ihren Freuden gesellen.

Man beſchäftigte ſich nun mit dem Anzuge. Die Kinder hatten alle neue Kleider, waren geſund und blühten, wie die Roſen, waren wohlgeſtaltet, von unverdorbenem Herzen und aufgewecktem Geiſte. Die bevorſtehende Freude ſchien ſie alle noch zu verſchönern; denn die kindliche Heiterkeit glänzte auf allen Geſichtern. Es war in der That ein rührendſchöner Anblick, der Anblick dieſer Kinder, in denen allen ein Herz, eine Seele zu ſeyn ſchien.

Die Glocke ſchlug jetzt zwölf. Einige Minuten ſpäter wurden ſie durch den Bruder ſchriftlich eingeladen, nun zu kommen. Der Zug erregte in den Straßen neugierige, verwunderungsvolle Aufmerkſamkeit. Hoch auf pochten die Herzen der guten Kinder. Jetzt erblickten ſie das Vaterhaus, nahten ſich ihm und ſchlichen ſich unbemerkt hinein. Der Bruder erwartete ſie bereits, ließ ſie einige Augenblicke verweilen und ging ins Zimmer.

Höre einmal, lieber Sohn, ſo redete ihn der Vater an, eben ſagt mir der

Kaufmann Kayſer, daß er heute einen Mann mit acht Knaben vor ſeinem Hauſe geſehen habe, den er für deinen Bruder gehalten habe. Im römiſchen Kayſer ſoll auch eine groſſe Geſellſchaft eingekehrt ſeyn; ſag, kannſt du mir. . . Mein Herz ſchlägt gewaltig. . . Wenn es wahr wäre. . . Wenn ſie. . . Vater, Mutter, ſagte jetzt der Sohn, indem ihm die Thränen über die Wangen ſtürzten: ja, den ſchönſten Beweis der Kindesliebe ſollen ſie heute erfahren. Faſſen ſie ſich, bald werden ſie ſie ſehen. . . Alle ihre Kinder und Kindeskinder ſind da! ! — Sind da? . . . da? . . . riefen die Aeltern aus. . . . Um Gottes willen, wo ſind ſie?... laß ſie kommen!

Der Prediger, das Ohr an der Stubenthür, hatte dieſes alles mit angehört, konnte ſich kaum enthalten, die Thür aufzureißen und hineinzuſtürzen, und nur die Beſorgniß, ſie zu erſchrecken, konnte ihn zurückhalten.

Es war verabredet, daß die Kinder paarweiſe vorausgehen und die Aeltern

den Zug beſchließen ſollten. Als aber der Prediger die letzten Worte ſeiner Mutter hörte: laß ſie kommen! — da war er ſeiner nicht mehr mächtig; er vergaß alle andern Rückſichten, riß die Thür auf, ſtürzte der Mutter, die ihm zunächſt ſtand, in die Arme und fand, als er jetzt zum Vater eilen, ihn ebenfalls an die Bruſt drücken wollte, den Weg verſperrt. Aeltern und Kinder waren ihm gefolgt, umlagerten den Greis, drängten ſich nach einem Kuß, nach einem Händedruck.

So verfloſſen einige, in der Wagſchaale menſchlicher Freuden nicht zu wiegende Augenblicke. Vater und Mutter ſtanden in ſprachloſem Entzücken da, und nur Thränen verkündeten die Seeligkeit die ihr Inneres empfand. Voll Freude ſah der Greis auf ſeine Kinder und Kindeskinder hin und richtete dann ſeinen Blick betend zum Himmel empor. Endlich brach er, mit unglaublicher Rührung in die Worte aus: ich danke dir Gott, daß du ſie mir gegeben haſt; erhalte ſie mir und laß ſie lange, lange glücklich ſeyn! . . . — Vater, erwiederte der

Prediger, das ſind wir ſchon und waren es im Leben nie mehr, als jetzt, als heute. — Aber, fiel ihm die Mutter ins Wort, wer von euch iſt denn der Stifter dieſer Freude? Oder, war es ein Entſchluß, der . . . — Ein Entſchluß war es, gute Mutter, aber der Stifter der Freude, iſt unſer lieber Bruder.

Tauſend Dank, beſter Sohn, für dieſen herrlichen Tag, ſagte die Mutter, ihn umarmend. Ach könnte ich dafür Deinen Wunſch, Dich verſorgt zu ſehen, heute noch erfüllen. . . — Das kannſt du beſte Mutter, rief der Prediger jetzt entzückt, indem er aus ſeiner Taſche die bewußte Schrift zog, und ſie ihr überreichte. — Was iſt das? fragte er voll brennender Neugierde, indem ihm das Herz ahndungsvoll ſchlug. Es herrſchte jetzt eine allgemeine Stille, die ein Wink des Großvaters unter den Kindern gebot. Der Bruder brach das Siegel, durchlief die Schrift und fiel ohne ein Wort zu ſagen, dem Prediger in die Arme. — Nun, was iſt's denn? fragte der Vater — Mein Wunſch iſt erfüllt, ſagte der Glückliche, ich finde

mein Brodt in Berlin wieder, das ich in Polen verlor, verdanke dieß der Huld des Königs und der brüderlichen Liebe. Jetzt drückte er die Hand des Predigers an sein Herz und rief aus: dieß macht mich auf ewig zu deinem Schuldner. . . — Ist's doch, rief der Vater aus, als ob der liebe Gott alle genossenen Freuden meines vergangenen Lebens, heute auf einen Punkt zusammendrängen wollte. Ewiggütige Vorsicht, mit Worten kann ich dir nicht danken; aber du siehest mein Inneres. Eine Thräne rollte ihm über die Wange und er sagte mit zitternder Stimme: diese Thräne ist der Zeuge meines Gefühls, das Opfer meiner Liebe, was ich dir darbringe, weise Güte, das Gebet, mit dem ich mich dir nahe. . .

Auf ein minutenlanges Schweigen, wo in der Gesellschaft die feyerlichste Rührung herrschte, die sich selbst den kleinsten Kindern mittheilte, sagte der Greis, der sich ermannt zu haben schien: ich habe nur eine Bitte an euch — stellt mir jetzt die Kinder, die jedem von euch angehören, nach der Reihe in kleinen Zwischenräumen.

Es geschah und man sah eine lange Reihe. Der Greis küßte sie alle und sagte dann: mögen der Welt in diesen Kindern schöne Hoffnungen aufgehen; mögen sie, wie an Alter, so an Weisheit und Tugend zunehmen; möge keins seine Aeltern betrüben! Er legte segnend seine Rechte auf das Haupt eines jeden.

Die anwesenden Gäste meinten alle: daß sie im Leben keine glücklicheren Aeltern und dankbarere Kinder gesehen hätten. Sie freuten sich mit den Fröhlichen.

Man setzte sich sehr spät zu Tische und war sehr glücklich. Wohin man die Augen wandte, allenthalben sah man Liebe und Herzlichkeit. Ein Tag wäre den Lieben zur gegenseitigen Mittheilung viel zu kurz gewesen. Es wurde allgemein beschlossen, acht volle Tage in Erfurt zu bleiben. Die Großältern beschenkten ihre Enkel und Enkelinnen; veranstalteten einen Kinderball, verschafften ihnen tausend angenehme Zerstreuungen und lernten in den Kleinen wohlerzogene, fürtreffliche Kinder kennen.

Für alle war der Abſchied ſchmerzhaft und der achte Tag ein Trauertag. So verſammelt, ſagte der Greis in der Trennungsſtunde, ſehn wir uns dereinſt im Himmel wieder. Ich gehe voran mit Eurer Mutter, Ihr folgt uns nach. Eurer Güte, Eurer Kindesliebe verdanke ich meine ſüßeſten, ſeeligſten Stunden und noch dort wird mir das Andenken an Euch Seeligkeit ſeyn.

Alle weinten. Die Erinnerung an die Wonne dieſer Woche, machte ihnen die Reiſebeſchwerden leicht. Seyd gut und fromm, ſagte der Prediger zu ſeinen Kindern, ſo genießt ihr vielleicht auch einmal die Freude, unſere Jubelhochzeit zu feyern; denn der Gram der Aeltern über die Kinder, bereitet ihnen ein frühes Grab, aber die Freude an den Kindern, erhält ihr Leben und läßt ſie alt werden.